

Jürgen Knobel

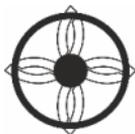
Burggespräche

Jürgen Knobel ist 1962 in Meersburg am Bodensee geboren. Dem Studium an der Bodensee-Kunstschule in Konstanz und der UdK in Berlin folgten Jahre künstlerischen Wirkens. 1994 Studium der Theologie mit anschließender Priesterweihe. Lebt seit 2014 als christlicher Eremit in Brandenburg.

Jürgen Knobel

Burggespräche

Über das Licht der Seele



editio florum

Impressum

Text: © 2025 Copyright by Jürgen Knobel

Umschlag: © 2025 Copyright by Jürgen Knobel

Verantwortlich
für den Inhalt:

Jürgen Knobel
Am Wutzsee 14
16835 Lindow (Mark)
juergen.knobel@proton.me
www.eremitage-am-see.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig.

ISBN 9783818778736

SIEGFRIED: Komm näher, Erwin, du meiner Seele vertrauter! Bei dir allein find' ich Trost, den ich sonst nirgendwo finde. Hast du deinen Plan jetzt fertig?

ERWIN: Plan und Aufrisse sind hier, wie Gott es mir gezeigt hat; wie es der Morgenröte meines Herzens entstieg.

SIEGFRIED: Wie hast du es aufgefunden, Seliger?

ERWIN: In der Mitternachtsstunde, beim Sternenklang, in der Stunde der Weihe ...

SIEGFRIED: O hochgelobt!

ERWIN: ... ist es an meiner Seele vorübergegangen im Traum und ich hab' das Werk gesetzt.

SIEGFRIED: O glücklich!

ERWIN: Nicht nach Übung und Regel, sondern dem Herzen nach, wie Gott es mir gezeigt hat.

Friedrich Müller 1749–1825
Golo und Genovefa

INHALT

Einführung

9

Ankunft

21

Kreis

41

Begegnung

75

Blume

87

Durchgehung

101

Kreuz

119

Reflexionen

135

Kommentar

139

EINFÜHRUNG

Von 1982 bis 1992 war ich jährlich für sechs Monate mit kunstgewerblichen Aufgaben im Alten Schloss in Meersburg am Bodensee betraut. Das halbe Jahr teilte sich gewöhnlich in zwei Abschnitte zu je drei Monaten: April bis Juni und September bis November. In dieser Zeit wuchs eine starke Vertrautheit zu dem Bauwerk und seiner Geschichte. Die tatsächliche, wochenlange gemeinsame Restaurierung eines barocken Sekretärs zusammen mit einem Kunstschreiner liefert das Modell für die Rahmenhandlung der vorliegenden Geschichte. Gute Gespräche wurden geführt, allerdings nicht in Umfang und Inhalt dieser Erzählung.

Alle beschriebenen Orte und Dinge entsprechen authentisch den damaligen Umständen, bis auf einige literarische Fiktionen, wie die drei Deckenbilder, das Aussehen des Sekretärs, das blaue Kästchen vom Werkstattboden oder im letzten Kapitel, das mittelalterliche Bild in der Kapelle. Geschichtliche Bezüge in der Erzählung

sind teils historisch korrekt, teils frei erfunden. Die *Burggespräche* sind mit all ihren Bezügen zu historischen Schauplätzen und Personen eine freie Schöpfung. Die Geschichte war irgendwann in mir präsent. Ich musste mich hinsetzen und zu schreiben beginnen. Sich nach Jahren in die altvertraute Umgebung zu versetzen und mit ihr literarisch zu spielen, machte Freude. Der Text blieb jedoch nicht auf das Spielerische beschränkt – er wuchs sich zum Träger einer Botschaft aus. Gegen Ende des Buches musste ich mir eingestehen, dass es Absichten hat.

Die Burggespräche wollen den Leser nicht nur literarisch unterhalten, sondern ihm geistige Grundfragen – die immer auch Fragen nach dem eigenen Dasein sind – vorstellen; mit einem philosophischen Instrumentarium, existentialistische Betrachtungen oder ethischen Reflexionen. Der dem Text angeschlossene Kommentar, ist für Leser, die sich umfassender in die dargebo-

tenen Inhalte der Geschichte vertiefen wollen. Er ist im Stiel einer kapitelweise Nacherzählung gegeben.

Die an den Leser gerichtete Grundbotschaft des Buches lautet: „Gnothi seauton – Erkenne dich selbst“. Das war eine uralte Mahnung an einer Säule des antiken Delphi, die jeder zu verwirklichen hatte, ehe er das delphische Orakel befragen und verstehen konnte. Nach Auffassung der späteren platonischen Philosophie lag die Bedeutung des Gnothi seauton darin, dass „der Mensch erkennen solle, was er sei, nämlich eine den Körper bewohnende und gebrauchende unsterbliche und gottähnliche Seele“ (Platon, *Alkiabiades I*). Die Platoniker deuteten die Forderung der delphischen Maxime also als Aufforderung zur Selbsterkenntnis der Seele hinsichtlich ihrer göttlichen Herkunft, Natur und Bestimmung; nicht in der Außenwelt sei die erlösende Wahrheit zu finden, sondern in der Besinnung auf

sich selbst. Der Kirchenlehrer Augustinus (354 - 430) greift diese zeitlose Wahrheit auf, indem er in einer seiner Schriften sagt: „Gehe nicht nach außen, kehre in dich selbst zurück, im Innern des Menschen wohnt die Wahrheit“, (*De vera religione*, 39.72). Kurz und bündig stellt er an anderer Stelle fest: „Noverim me, noverim te / Mich erkennen heißt dich (Gott) erkennen!“ (*Soliloquia*, II.1.1). Für die frühen Christen, die ihren Glauben methodisch betrachteten, war die erste Frucht aus der Hinwendung zum „Innern des Menschen“, die Selbsterkenntnis. Jede Selbsterkenntnis ist Seelenerkenntnis, das heißt: Gewahr werden der seelischen Grundwirklichkeit meines Daseins, die in Licht, Wahrheit und Geist besteht und überzeitlich ist. Synchron mit diesem gewahr werden, erkennt die Seele ihren Urheber, beziehungsweise ihre urheberische Kraft, die religiös unter dem Begriff *Gott* gefasst ist. So gibt es keine wahre Selbsterkenntnis ohne Gotteserkenntnis und keine wahre Gotteserkenntnis ohne Selbsterkenntnis.

Dionysius Areopagita (5. Jh. n.Chr.), ein Begründer der mystischen Theologie, schreibt hierzu: „Weil das Göttliche die Quelle der Wirklichkeit ist ... wird derjenige, welcher sich dem seelisch erkennbaren Gebiet der eigenen Natur zuwendet, zuerst sich selbst erkennen, wer immer er sein mag. Es ist die erste Frucht aus der Hinwendung zum geistigen Licht seiner Seele. Behält er diese eigene Wirklichkeit unentwegt ruhig im Blick, wird er aus dem Schatten der Unwissenheit heraustreten. Weil er aber noch nicht reif für die vollkommene Einigung mit Gott ist, wird er mit Widerständen zu kämpfen haben. Bald wird er aber durch Fortschritte, die er erreicht, zu Besserem und durch dieses zu dem Allerbesten und schließlich der Vollendung teilhaftig geworden, zur Höhe des Urgöttlichen in heiligem Stufengang emporsteigen“, (*De ecclesiastica hierarchia*, III, 4).

Auch Augustinus betont die Bedeutung des inneren Seelenlichtes für die Selbst- und Gotteser-

kenntnis. Im weiteren Verlauf seiner Schrift *De vera religione*, vertieft er die Aussage, „Im Innern des Menschen wohnt die Wahrheit“, um die Feststellung: „Darauf richte dich aus, von wo der Lichtstrahl kommt, der deinen Geist (- Seele) erleuchtet“ – nämlich dem innersten Bewusstseinszentrum der Seele. Mit dieser Feststellung befindet sich Augustinus in bester Tradition zum Alten Testament. „Ein Licht erstrahlt den Gerechten“, heißt es im Psalm 97,11 und meint mit der Gerechtigkeit des Gerechten keine abstrakte Norm einer Sittlichkeit oder eines rein juristischen Rechtschaffen-seins, sondern das Verhältnis, die Beziehung eines Menschen zur zeitlosen Wahrheit, die sich im Innersten seines eigenen Herzens unverfälscht kundtut. „In deinem Licht (Gott) schauen wir das Licht“, jubelt ein anderer Psalm (36,10) und bezeugt, dass der, der zur zeitlosen Wahrheit beziehungsfähig ist (der Gerechte), im Licht Gottes, das Licht der Erkenntnis seiner Seele schaut und umgekehrt im Licht seiner Seele den Widerschein des göttli-

chen Lichtes, die Gotteserkenntnis, erhält. Die Seele bekommt damit die Erfahrung eines Größeren, als sie selbst ist, geschenkt: Des Ursprungseinen, dem sich alles verdankt, der vollkommene Liebe ist und in der Sprache der Religionen, Schöpfer, genannt wird.

Heute würde man den Satz von Delphi, „Erkenne dich selbst“, zu der Aussage konkretisieren: „Erkenne dein Wahres-Selbst“, denn genau das ist Selbsterkenntnis – es ist mehr, als zu glauben, dass man sich kennt. Es ist die Schau des innersten Identitätspunktes unseres Bewusstseins, der gleichzeitig die Pforte zum Überbewussten ist. Die Selbsterkenntnis ist elementare Voraussetzung, sich ganzheitlich in sich selbst, in der Welt und in Gott (als dem geheimnisvollen Urgrund der Welt) geborgen zu finden. Es ist die integrative Gegenbewegung zum Leben an einer vom Ego gesteuerten Außenhaut unseres Daseins – das ein Prozess der Selbstentfremdung ist. Durch Fixierung seiner Wahrnehmung auf die

rein materialistische Ebene und die sie beherrschenden Bereiche von Macht, Wollen und Ruhm, bringt der Mensch sich um sich selbst – verschließt sich dem Zugang zu einem tieferen Erkennen dessen, was wirklich ist und findet deshalb nur selten den Weg zu einem glücklichen und befreiten Leben.

Nach der Weisheit aller Religionen ist der Mensch natürlicherweise gezwungen – ob er will oder nicht – einen dieser beiden Wege einzuschlagen: Selbst-Findung in Gott oder Selbst-Entfremdung in vergängliche, unbeständige materialistische Ziele hinein. Wirkungslos, auf halbem Weg zum Guten stehenzubleiben, wird aus dem Blickwinkel der Weisheit als Rückschritt gewertet. Es hat zur Folge, die eigene Bestimmung zu verfehlen und potentiellen Gefahren und Schicksalsmächten ausgesetzt zu bleiben. Jesus macht diese Konsequenz, vor der die Menschen mit ihrem Leben stehen, immer wieder in seinen Lehrreden deutlich: „Geht durch das enge Tor!

Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit und viele gehen auf ihm“ (Mt 7,13). „Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen“ (Lk 13,24). Der breite Weg ist der Weg der rationalen, sinnlichen und psychischen Täuschungen, der falschen Wünsche, der Schatten und des Egoismus. Es ist die Entfremdung vom wahren Ich, in die der Mensch sich nur hineintreiben zu lassen, braucht – quasi ohne Anstrengung und im schlimmsten Fall ohne ethischen Anspruch. Das „Tor“ – das die Selbst- und Gotteserkenntnis versinnbildlicht – ist poetisch gesprochen „schlank“. Der Mensch, der die Pforte zum Reich der Himmel (der Gotteinigung) durchschreitet, hat sich durch göttlichen Beistand und eigenem entschlossenem Handeln von täuschendem Ballast, destruktiven Neigungen und selbstsüchtigen Wünschen befreit. In seiner Hinwendung zu Gott findet er Eintritt in die Erkenntnis seines eigenen unsterblichen Wesens. Damit begreift er, dass der physische und psychische Aspekt seines Le-

bens, gekennzeichnet von wechselhaftem Glück und Leid, Geburt und Tod, von flüchtigen Genüssen und fortwährendem Wandel, nicht die Zielwirklichkeit unserer Daseinsbestimmung ist, sondern Bewährungsweg zu einer höheren Realität. Durch Weitung und Klärung seines Bewusstseins mittels spiritueller Bildung, ethischem Handeln, schöpferischem Tun, Gebet, Meditation und Verzicht von allem, was den eingeschlagenen Weg behindert, nähert sich der Mensch dem innersten Geheimnis seiner Seelenburg. Der Fortschritt auf diesem Weg ist mit Erfahrungen von Ganzheit, selbstloser Hingabe und Glück verbunden.

Die *Burggespräche* laden den Leser zu einem Spaziergang durch verschiedene philosophische und spirituelle Blickwinkel des „Erkenne dein Selbst“ ein.

Ankunft

Technik allein ist wesenlos, lehrte der Meister: Geist und Sinne zu schärfen und ihnen zu vertrauen, ist der Weg zur Vollendung. „Stell dich deinen Aufgaben immer mit der Hingabe des ganzen Herzens“, mahnte er bei unserem Abschied. Der Rat begleitete mich durch meine sieben Wanderjahre mit großem Nutzen. Schließlich übernahm ich eine Daueranstellung auf einer alten Burg. Der Festungsbau lag hoch über einem See und mutete an, wie aus Bilderbüchern früher Kindertage. Türme, Zinnen, hohe Mauern und Gärten, Tore und spitze Dächer reichten jedenfalls aus, um die Phantasie von Kindern und Erwachsenen zu erwecken. Römer legten seine ersten Fundamente. Herrschern und Königen folgten Fürsten und Bischöfe – zuletzt kamen Künstler; am Ende Museumsbesucher. Aus der Flüchtigkeit der zeitlichen Dinge gehoben, bargen ihre Steine Geheimnisse. Wer ihre Freundschaft erwarb, konnte sie sprechen hören. Sie sprachen in versteckter Rede, machten Andeutungen zu unserem menschlichen Da-

sein und seiner Vergänglichkeit. Sie murmelten von vergangenen Schlachten und raunten sich Geschichten vergangener Tage zu. Ab und an gaben sie ein unergründliches Kichern von sich, das manchmal zu beispiellosem Gelächter anschwell. Behauenes Felsgestein – Flussbett der Zeit, Promenade untergegangener Epochen. Wer tiefer hörte, vernahm das immer gleiche Gesetz. Es trägt die Formenwelt; es ist der Klang einer Ordnung, die zu immer neuer Gestalt drängt. Es ist die Melodie, die zum Ursprung des eigenen, zeitlosen Geheimnisses führt.

*

Nachdem ich das erste Jahr mit verschiedenen kleineren Aufgaben zubrachte, wandte ich mich der Freilegung dreier Deckenbilder zu. Die Darstellungen waren auf drei miteinander verbundene Zimmer verteilt. Sie gehörten zum Gästetrakt der ehemals bischöflichen Wohnung. Ein oranger Kreis auf blauem Grund schmückte die Decke des ersten Zimmers. Auf sein Zentrum hin

waren Strahl- und Spiralbewegungen ausgerichtet. An der Decke des zweiten Zimmers befand sich eine sehr einfach gemalte vierblättrige Blume. Ihre Blütenblätter bestanden aus einer Vielzahl gebrochener Kreissegmente. Wie der Ring im vorausgehenden Zimmer war sie hellorange. Der Hintergrund war in gleichem Blau gehalten wie beim ersten Motiv. Die dritte Zimmerdecke schmückte ein gleichmäßiges Quadratkreuz. Seine Balken hatten merkwürdige Ausstülpungen – Knospen oder Sprossen vergleichbar. Die Farbgestaltung war gleich den anderen Bildern. Die abstrakten Darstellungen waren stilmäßig dem beginnenden 20. Jahrhundert zuzuordnen. Aufgrund einer Materialanalyse stammten sie aber sicher aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war und mir den Kopf über die Wahrheit der Bilder zerbrach, hörte ich von der Ankunft eines Restaurationsschreiners. Er kam gelegentlich für spezielle Aufträge in die alte Festung – hieß es. Eines Abends vernahm ich im Gang vor meinem Ar-

beitsplatz ungewohnte Schritte. Ich hielt inne und horchte aufmerksam zum Korridor: Die Person blieb einen Moment vor der Tür meines Zimmers stehen – dann entfernte sie sich wieder. Am nächsten Morgen fiel mir bei einem Gang durch den Burggarten die offene Schreinerwerkstatt auf. Aus dem daneben liegenden Tordurchgang tauchte eine markante Erscheinung auf. Sie schleppte ein Bündel langer Holzleisten – ernst und entschlossen, wie man im Mittelalter Spieße an den Ort einer unmittelbar bevorstehenden Schlacht getragen hätte. Ursprünglich wollte ich in den Gebäude-trakt, in dem die Schreinerei liegt, blieb jetzt aber in der Mitte des Gartens hinter einer Zypresse stehen. Von dort beobachtete ich jene Gestalt. Sie war von mittlerer Größe und hatte schulterlanges, graues Haar. Die Gesichtszüge waren ausdrucksvoll und doch irgendwie mild. Wache, lichte Augen zeugten von einem Menschen, der stark in sich selbst ruht und gleichzeitig alles sah. Am Nachmittag desselben Tages

bat mich der Verwalter der Burg in die Schreinerwerkstatt. Es ging um ein neues Projekt, das ich gemeinsam mit dem Eingetroffenen in Angriff nehmen sollte. Als ich mich zur vereinbarten Zeit der Werkstatt näherte, hörte ich, dass sowohl der Schlossherr als auch der Schreiner schon da waren. Sie unterhielten sich. Mit meinem Eintreten verstummte das Gespräch. Der Schreiner stand der Tür zugewandt an einer Hobelbank, lässig mit einer Hand darauf abgestützt. Es war der ominöse Alte, den ich am Vormittag im Garten sah. Ein gleichmütiges Lächeln beherrschte sein Gesicht. „Sie werden die Möglichkeit haben, diesen Winter mit Herrn Trift zusammenzuarbeiten“, sagte der Verwalter zu mir. Es ging um einen barocken Schreibrank. Er stand im ehemaligen bischöflichen Konferenzsaal und sollte anlässlich eines Jubiläums grundlegend restauriert werden. Früher ein wirkliches Prunkstück war von der einstigen Pracht an Intarsien und Glanz der Oberfläche kaum etwas erhalten. Ein Blick auf dieses Möbel genügte, um

sich Geschick und Mühe, die diese Arbeit erfordern würde, vorzustellen. Mutlos sagte ich: „Sie wissen, dass mein Werkbereich Malerei- und Skulpturenrestauration umfasst, nicht Möbel“. „Es ist ein Angebot. Ich bitte Sie, Herrn Trift zur Hand zu gehen, vor allem bei der aufwendigen Ballenpolitur“, antwortete er. „Ballenpolitur?“, fragte ich. „Die würde Herr Trift Ihnen neben anderen Arbeitstechniken vermitteln – Sie hätten die Möglichkeit, Ihre Erfahrungen zu erweitern“, fuhr er fort. Von dem Argument überzeugt willigte ich ein. Herr Trift stand die ganze Zeit an der Hobelbank und folgte freundlich unserem Gespräch. Schließlich ging er auf mich zu, streckte mir seine Hand entgegen und sagte: „Ich freue mich auf die Zusammenarbeit, Herr Colias.“ Diese Geste war so vertrauenerweckend, dass ich ihm antwortete: „Nennen Sie mich, wie die meisten hier, einfach Josef, Herr Trift.“ „Gerne – Josef“, erwiderte er. Dabei entging mir nicht sein forschender Blick, mit dem er mich zu durchschauen suchte. Die nächsten Tage räumte

ich meinen Arbeitsplatz in der bischöflichen Wohnung und stellte mich innerlich auf meine neue Aufgabe ein. Die Schreinerei war nicht besonders groß, aber für die bevorstehende Arbeit ausreichend. Außerdem verfügte sie über einen Ofen, der gut heizte. Dagegen lag meine Werkstatt im obersten Stockwerk des Mittelturms – im Winter war sie kaum warm zu bekommen. Es gab also doppelten Grund, mich auf die bevorstehende Arbeit zu freuen.

*

Der Herbst hatte Einzug gehalten. Die Landschaft entschlief im bunt-goldenen Laub ihrer vergehenden Pracht. Die Weinernte war in vollem Gange. Der See, zu Füßen der Burg, wechselte häufiger als sonst seine Farbe – einmal lag er in hellem Türkis, dann wieder trüb und bleiern da. Hoch über dem See, in übermütigem Flug, die kreischenden Möwen. Mit den kühlen Tagen wurden die Gäste des Museums weniger. Das mächtige Gemäuer entfaltete seine ihm eigenen Reize umso mehr. In den Frostnächten

sorgte sich die Mutter des Schlossverwalters um den Feigenbaum im Burggarten. Das war Ritual. Manchen Winter hatte er nicht unbeschadet überstanden. Franz, der Gärtner, redete ihr wie jedes Jahr gut zu, was die alte Dame ebenso regelmäßig mit einem vielsagenden „Schauen wir mal ...“ quittierte. Sie, der Gärtner und alle anderen auf der Burg wussten nur zu genau, dass der Baum es allein schaffen musste. Gleichzeitig hatten alle die Hoffnung, dass die zum Ausdruck gebrachte Sorge oder der aufmerksame Blick eines Vorübergehenden ihm die gehörige Kraft dazu verliehen. Vielleicht lag es tatsächlich an jener Zuwendung, dass er selbst bei heftigster Kälte nie ganz erfror und wenn auch etwas angeschlagen, immer neu zur Blüte kam.

*

Gleich zu Beginn unserer Zusammenarbeit fiel mir auf, wie schweigsam Herr Trift war. Dieses Schweigen ging mit einer starken Konzentration auf die augenblicklichen Handgriffe einher. Die Verrichtung der einfachen Dienste, mit denen

ich ihm zu Beginn unserer Arbeit behilflich war, geschah fast wortlos. Ich schaute und handelte nach dem Sehen – dabei versuchte ich seinen nächsten Handgriff, seinen nächsten Schritt im Ablauf der Arbeit vorauszuahnen. Manchmal gab er mir ein Zeichen. Selten benutzte er Worte. Was ich bei ihm beobachtete, war die Frucht langer Verinnerlichung, die sich zu intuitivem Handeln erweitert hatte. In den Jahren seiner Tätigkeit hatte er sich ein umfassendes Farb-, Material- und Symbolgedächtnis angeeignet – und beherrschte es wie im Schlaf. Er schaute nicht auf die Oberfläche der Dinge, sondern schien in sie hineinzublicken. So arbeitet nur jemand, der aus dem tiefen Grund einer besonderen Quelle schöpft – jemand, der um verborgene Gesetze des Lebens wusste.

*

Noch vor Ende des Jahres war der Sekretär weitestgehend auseinandergenommen. Intarsien, Leisten und verschiedener Zierrat lagen verteilt in der Werkstatt. Der zum Kleben der Hölzer

notwendige Knochenleim blubberte auf dem Ofen vor sich hin. Vor dem kleinen, von Holzmehl verstaubten Fenster stoben dicke Schneeflocken – der Winter war früh gekommen. Sporadisch wischte ich eine der Scheiben frei und blickte nach draußen. Es war abends, bereits stockdunkel. Der See war nur schwach zu erkennen. Er und die Burg haben dem kleinen Fischerort seinen Namen gegeben: Meersburg. Denn gelegentlich bedeckte Dunst das gegenüberliegende Ufer und ließ das begrenzte Gewässer endlos wie ein Meer erscheinen. Die Dächer der um den Burgfelsen gelegenen Häuserreihe waren trotz ihrer Schneelast gut zu erkennen – aufgereiht, wie zu einer Perlenkette. Lichter hinter Fenstern schimmerten in der Dunkelheit wie Juwelen. Aus jedem Schornstein stieg eine dünne, im kalten Wind sich kräuselnde Rauchfahne dem nachtschwarzen Himmel entgegen. Während Herr Trift an einer Leiste für den Sekretär feilte, verließ ich für eine Weile die Werkstatt, um in den Burggarten zu gehen. Das geschah

öfter in jenen Winterabenden. Meist zog es mich zu den Zinnen am Ende des Gartens. Von dort genoss ich einen großartigen Blick auf den umliegenden See. Ich fühlte mich wie in einem Fesselballon, der geradewegs über die Stadt dem sternensüßen Firmament zu schwebte. Manch kleines Boot, das auf dem trögen Wasser des Sees noch unterwegs war, oder ein Vogel, der mit kälteträgem Flügelschlag seine Bahn am Himmel zog, geriet zum bildhaften Ausdruck tiefer Einsamkeit. Während ich so stand, kamen mir die Deckenbilder in den Sinn. Ich erinnerte mich der offenen Fragen. Welche Botschaft legte der Maler in sie hinein? Ist sie durch den Wandel der Zeit verweht, wie der Schnee, der vom Wind über die Dächer der Burg getrieben wird? Mein Blick wanderte nachdenklich durch den verschneiten Garten – von der sommerlichen Blumenpracht ist nichts mehr übrig. Die Heckenrose am Gartenbrunnen hat schon lang zu blühen aufgehört. Monate vorher verströmte sie zur Melodie des sanft fließenden Wassers

ihren Duft; unzählige Bienen umwarben sie. Es wurde mir kalt, und ich ging zur Werkstatt zurück. Beim Eintreten sah ich, dass Herr Trift an einer prächtigen Intarsie arbeitete, die mir vorher nicht aufgefallen war. Zu meiner Überraschung handelte es sich um die abstrakte Darstellung einer voll entfalteten Blume. Ihre Wirkung wurde von einer runden Einfassung aus hellerem Holz bedeutend gesteigert. Über ihren vier Blättern war, ähnlich wie bei manchen Wappen, ein Kreuz aus dunklerem Holz eingearbeitet. Rosette und Kreis wurden dadurch in vier Segmente strukturiert, deren Wirkung einen raffiniert verflochtenen Vierpass erzeugte. In spielerischer Beherrschung visueller Effekte bot sich hier Barock von höchster Qualität. Schweigend ging ich zum Ofen und wärmte mich. Nach einer Weile sagte ich: „Die Rosette, die sie reinigen, ähnelt denen, die sich in Form einer Intarsienarbeit sowohl an den seitlichen Zierbändern des unteren wie des oberen Schrankteils befinden.“ „Ja“, erwiderte er, „nach den Gestaltungsprinzi-

pien der barocken Ornamentverzierung wächst das Kleine, das Einfache und Überschaubare über sich hinaus und nimmt beständig an Komplexität und Reichtum der Formen zu.“ „Ist es nicht ein der gotischen Baukunst entnommenes Stilmittel, dass sich der Keim eines Formelementes durch einfache, aber stetige Vergrößerung zu einem filigranen Gewebe geordneter Harmonie auswächst?“, fragte ich. „Das noch so kleine Formelement“, sprach Herr Trift, während er die Rosette beiseite legte, „trägt das Gesetz des Ganzen in sich. Und das Große hält den unscheinbaren Anfang. So ist das mit dem Zierrat des Sekretärs. Unten sind die Blumenranken einfach und überschaubar. Auf den Seiten des oberen Teils sind sie schon unübersichtlicher. In der Rosette, als krönende Mitte und Abschluss des Schrankaufsatzes, erreicht die Fülle ihren Höhepunkt.“ „Ein zutiefst lebendiges Gesetz“, sagte ich, „die der Schöpfer dieses Möbels meisterhaft beherrscht hat.“ Herr Trift musterte mich stumm mit seinem forschenden Blick. Er schien unsch-

lüssig, das Gespräch weiterzuführen, sagte dann aber: „Die alten Meister betrachteten eine Blume auf dem Feld und vernahmen den Grundklang des Universums, sie teilten einen Apfel und schauten das innerste Geheimnis der Welt, sie horchten in die große Stille und knieten anbetend nieder.“ Nach diesen Worten räumte Herr Trift sein Werkzeug zusammen. Es folgte ein kurzer Gruß, dann verließ er die Werkstatt und stapfte durch den Garten in Richtung Gästetrakt.

*

Dicke weiße Flocken rieselten vom nächtlichen Himmel und füllten die Fußspuren, die er im Schnee hinterließ. Während ich das Feuer im Ofen löschte, hing ich der Faszination seiner letzten Sätze nach. Betrachten, schauen, hören – aber nicht wie wir gemeinhin schauen und hören, haben sich die alten Meister den Dingen zugewandt; das Besondere war die Art und Weise, in der sie es taten. Als ich aus der Werkstatt trat, hatte es zu schneien aufgehört. Wie still es jetzt war – nur ein leises metallisches Knarren war ge-

legentlich zu hören. Ich lauschte gespannt. Es kam von dem bleigefassten, gläsernen Stern am Ende des Gartens. Der Wind spielte mit der rostigen Kette, an dem er hing. Das Licht darin erhellte die Treppe zur alten Burgküche. Kleines Licht – alle Wärme und Geborgenheit der Welt scheinen in dieser kalten Winternacht von dir auszugehen. Buchsbaum, Efeublätter, Tamariskenbäumchen und die bronzene Marienfigur auf dem Brunnen waren in kristallene Gewänder des kühlen Schnees gehüllt. Das welke Blatt, Ast oder was immer vom Schnee umformt wurde, zeichnete sich an seiner eisigen Oberfläche verwandelt ab. Wie eine absonderliche Gesellschaft auf dem Weg zu nächtlichem Fest rücken Bäume und Büsche an – eingekleidet von Schneider Winter. Auch der große Tordurchgang, in dem mir Herr Trift das erste Mal begegnete, war erhellt. Die Laterne, von der das Licht ausging, verbarg sich in einer Nische neben dem Tor. Eindrucksvoll warfen die Dinge, die sich im Vorhof befanden, ihre Schatten in den Gang. Unmiss-

verständlich war der Schemen einer Kanone zu erkennen. Der Schatten ihres Rohres zog sich weit über die rechte Mauer. Eine Turnierszene schmückt die Wand. Sie zeigt zwei aufeinander preschende Ritter. Durch die Lanze des einen wird der andere grob vom Pferd geworfen. Anwesende Hofnarren klatschen Beifall. Bunt gekleidet, mit langen gebogenen Schuhen und schellenbewehrten Narrenkappen ziehen andere Spaßvögel den Pferden am Schwanz, springen über die Köpfe der Tiere und Reiter hinweg – stören, lenken ab und schneiden skurrile Grimassen. Der siegende Ritter reckt triumphierend den Kopf in die Höhe – die Mündung des Kanonenrohrschattens ruht auf seiner Brust. Eine Trompete, deren Schatten am Boden ihre wahre Größe kaum ahnen lässt, gehört einem hölzernen Pagen. Er ist abgestellt zwischen Kanone und modriger Rampe. Wie die Wirklichkeit der Dinge, im fahlen Licht nächtlicher Lampen, doch ihr Aussehen verändert.

*

Am nächsten Morgen machte sich Herr Trift gleich wieder an der Rosette zu schaffen. Eine Weile schaute ich ihm aufmerksam zu, dann sagte ich: „Nach einem barocken Gestaltungsprinzip gehen flächig angelegte Formen in eine dreidimensionale Wirklichkeit über. Bei Stuckdecken kann man erleben, wie einzelne Elemente aus sich herauswachsen und einem förmlich entgegenspringen“. Während Herr Trift stoisch weiter an dem Holzteil arbeitete, griff er meinen Gedanken auf: „Nach der Vorstellung der damaligen Künstler war es eine fließende Bewegung. Die Gestaltung nimmt ihren Ausgang in einem imaginären Zentrumspunkt – der Punkt schafft in einer Strebebewegung die Linie, die sich wiederum zur Fläche ausspannt. Diese bringt in einer räumlichen Ausdehnung schließlich die dreidimensionale Form hervor. Die barocken Künstler setzten dieses Stilelement so ein, dass, wo immer der Betrachter den Standort in einem so ausgestalteten Raum einnahm, sich auch die Ornamentik in immer neuem Ausdruck

präsentierte. Es gibt für dieses Prinzip ein anschauliches Symbol, Josef.“ „Welches?“, fragte ich ihn. Im Regal über der Hobelbank stand eine Pappschachtel mit allerlei Metalldingen. Herr Trift nahm einen alten Eisenring heraus und legte ihn schweigend vor mir auf den Tisch.

Kreis

„Oft gehe ich an den Strand hinunter. Zu jener Stelle, wo der Fluss in den See mündet. Ich schaue ihm dabei zu, wie er in ungleichmäßig kräuselnder Bewegung stetig in den See fließt. Er speist ihn unentwegt. Auch der See ruht nicht. Die Wasser mischen sich. Sie ergießen sich in den großen Strom, der wiederum gewaltig und stark dem Meer zutreibt. Viele Orte und Landschaften durchläuft dieses Nass. Es kehrt immer wieder an seinen Ausgangsort zurück – doch niemals in selber Gestalt.“

*

Herr Trift hörte mir aufmerksam zu. Schließlich sagte er: „In unserem Leben kehrt vieles ebenso an seinen Ausgangspunkt zurück. Nicht in gleicher Form, sondern verwandelt und neu. Unser Schicksal ähnelt einer großen Kreis- oder Spiralbewegung. In gewandelter Gestalt kreuzen Fragen unseren Weg, die wir für längst beantwortet hielten.“ „Wo nur ist das Ende aller Fragen – das Ziel für den sich immer wieder erneuernden Strom?“, entwich es mir. „Jeder Kreis hat eine

Mitte. Wenn der Mensch den Punkt erfasst, in dem alle Bewegung ruht, tritt er aus dem Fluss der Schicksalsmächte heraus.“ „Wie ist das möglich?“, fragte ich staunend. „Das Gleichgewicht des Gewölbes wird vom Schlussstein getragen. Er ruht im Zentrum des hoch aufragenden Strebewerks. Die erkenntnisreichen Baumeister brachten ihn dort an – in vollendetem Wissen um die Harmonie von Zentrumspunkt und Umkreis. Die Gesetzmäßigkeiten des äußeren Ringes führten sie zur Mitte der in sich selbst ruhenden Vollendung. Dem Herz des Ringes.“ „Das Herz des Ringes ...?“ sinnierte ich und sagte dann zu Herrn Trift: „Darüber habe ich nie etwas gehört ...“ Herr Trift nahm den Eisenring von der Werkbank. Er wog ihn ein wenig in den Händen, hielt ihn dann gegen das Licht, als wolle er prüfen, ob der Ring tatsächlich aus Eisen und nicht vielleicht aus Gold sei. Schließlich legte er ihn mir sacht in die offene Handfläche und fragte: „Hat dieser Ring eine Mitte?“ „Ja“, antwortete ich. „Innerhalb seines Kreises ist aber nichts zu

sehen ...“ „... doch basiert das Gesetz jeden Ringes aus seinem Verhältnis zwischen Zentrum und Umkreis – wer immer diesen Ring erzeugte, legte seine Form mit einem Zirkel fest.“ „So liegt der Ursprung des Ringes in der Spitze einer Nadel, klein und unscheinbar?“ „Nicht die Zirkelspitze selbst trägt das Gesetz“, erwiderte ich nachdenklich, „sie bezeichnet nur einen imaginären Stand, der Ausgang für den Kreis ist.“ „Wo aber bekommen wir diesen Ursprungspunkt zu fassen ...?“, fragte Herr Trift hartnäckig weiter.

*

Noch ehe er zu Ende sprach, ging die Werkstatttür auf. Franz, der Gärtner, ein ausgeglichener und liebenswürdiger Mensch mittleren Alters, betrat den Raum. Seine hohe Statur und der strenge, asketische Ausdruck des Gesichts verliehen ihm einen würdevollen Ausdruck. Glaubhaften Gerüchten gemäß wollte er in seiner Jugend Priester werden, entschied sich dann aber anders. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals aufgeregt oder zornig erlebt zu haben. Nur

wenige wussten, dass sich hinter seiner Existenz als Gärtner ein tief betrachtender und wacher Geist erhalten hatte. Er wäre nie auf die Idee gekommen, jemanden zu belauschen – als er eintrat, spürten Herr Trift und ich aber an seinem nachdenklichen Gesichtsausdruck, dass er den letzten Teil unseres Gesprächs mit angehört haben musste. Nachdem er einen Moment verlegen an der Tür der Werkstatt stehen geblieben war, trat er näher und sagte wie nebenbei: „... habe gerade einige Bäume im unteren Burggarten gestutzt – dabei ist mir das Sägeblatt zerbrochen. Haben Sie hier vielleicht noch Sägeblätter für die Astsäge, Herr Trift?“ Während dieser sich lässig an der Werkbank lehnend den Wunsch des Gärtners anhörte, sagte ich spaßend zu Franz: „Wie bringen Sie es nur fertig, an einem natürlichen Gewächs etwas abzusägen? Sie bringen die Bäume aus ihrem Gleichgewicht – am Ende werden sie alle schief wachsen; ein Glück, dass die Säge kaputt ist.“ Verschmitzt lächelnd antwortete er: „Ja, das könnte man leicht

meinen, dass so ein Baum aus seinem Gleichgewicht gerät. Doch das geschieht niemals, außer er fällt tot um. Nur Menschen geraten aus ihrem Gleichgewicht. Bäume sind Meister darin, in kürzester Zeit ihre Balance, um ihre unsichtbare Mitte wiederherzustellen.“ „Ihre unsichtbare Mitte?“, wiederholte ich verblüfft. „Ja“, sprach Franz lächelnd weiter, „die Bäume besitzen eine verborgene Achse, die ihre Wurzeln über den Stamm durch die Krone mit dem Himmel verbindet.“ Herr Trift und ich blickten uns überrascht an. Schließlich fragte der Schreiner Franz: „Was für eine Mitte?“ „Soll ich Ihnen sagen, dass der Baum seine Mitte in einem winzigen Samenkorn hat?“, antwortete dieser in dem vertrauensvollen Ton eingeweihter. „Aber nichts bleibt mehr von ihm erhalten, wenn er zu wachsen beginnt?“, warf ich ein. „Die Erinnerung, die der Baum an seinen Ursprung aus diesem winzigen Körnchen hat, trägt er Zeit seines Bestehens in sich, hütet und vergisst sie nicht. Wenn auch physisch gestaltlos, bleibt sie seine Mitte; ist als

unsichtbare Achse seine innerste und wertvollste Kraft. Sie trägt den Sinn seines Platzes zwischen Himmel und Erde. Zugleich ist der Baum die entfaltete Gestalt seines winzigen Ursprungs.“ „Das Große nimmt aus dem Kleinen und Unscheinbaren seinen Anfang und wird zu einem Baum, in dessen Äste die Vögel des Himmels nisten“, fasste ich Franz Worte gedankenversunken zusammen. Er schien damit zufrieden, ergänzte aber: „Das Kleine ist das Große“. „Was bedeutet das für unseren Ring?“, fragte Herr Trift zu mir gewandt. „Dass er seinen Ursprung in einem Kreissamen hat“, antwortete ich. Ein Lächeln huschte Herrn Trift über die Lippen, dann schickte er sich an, Franz die gewünschten Sägeblätter zu geben. Dieser nahm sie dankend und verließ die Werkstatt.

*

Als Herr Trift und ich wieder allein waren, öffnete er eine Schublade unter der Werkbank. Zwischen Schleifpapier, Skizzenblättern und anderem achtlos abgelegtem Zeug holte er einen

großen Zirkel hervor. Er reichte ihn mir und sagte: „Zeige mir, was du mit dem Kreissamen meinst.“ Ich nahm den Zirkel, kniete mich auf den staubigen Fußboden und setzte den Zirkel darauf. Dann zog ich einen gleichmäßigen Kreis. Herr Trift stand daneben und schaute aufmerksam zu. Als der Kreis gezogen war, sagte ich: „Der Holzboden repräsentiert die unbestimmbare Wirklichkeit, die allem, was ist, vorausging. Diese können wir physisch nicht erkennen und rational nicht verstehen. Der Kreis, besser wäre eine Kugel, steht für die gewordene Welt, deren sichtbare Gestalt das Universum ist. Der Punkt ist das raum-zeitliche Alpha aus oder in dem alles hervorging, was ist.“ „Hm“, murmelte Herr Trift versonnen, ehe er meinen einfältigen Vortrag mit den Worten kommentierte: „Das ist das Einmaleins der heutigen Astrophysik ... – können wir darüber hinausgehen? Welchen Ursprung würdest du dem Ursprung zuweisen, Josef?“ „Wo die Physik endet, beginnt die Poesie – die trefflichste Freundin der Weisheit“, sagte ich

spontan, ohne dass mir der Zusammenhang zu Herrn Trifts Frage bewusst war. Schließlich antwortete ich: „Göttlichen Ursprungs! – ist die letzte und geheimnisvollste Quelle, der sich alles verdankt.“ „Der Punkt also – als scheinbar Kleinstes, Josef? Verstehst du Gott aber nicht als eine große, uneingeschränkte Kraft?“ An die Grenzen meines Vorstellungsvermögens stoßend, sagte ich bemüht: „Wenn wir den Punkt in einer Weise als das Kleinste auffassen, das es ganz in sich selbst ruht, könnten wir es zeichenhaft mit dem göttlichen Geheimnis in Beziehung setzen. Allerdings ist mein Punkt – und alles, was wir uns damit im Zusammenhang vorstellen können – an Materie gebunden. Gott aber ist es möglich, zu allem und durch alles frei hindurchzugehen und wirksam zu sein.“ „Also“, ergänzte Herr Trift meine Rede folgerichtig, „sollten wir uns dieses Kleinste nicht materiell, sondern geistig vorstellen.“ „Es ist nicht leicht, sich etwas vorzustellen, von dem wir keine sinnliche Anschauung haben“, wandte ich ein. Und ergänzte: „Ich

fühlte mich dabei wie jemand, dem man eine Pralinenschachtel schenkte und als er sie öffnet und den leeren Karton vorfindet, zu hören bekommt: Die Leere ist der köstliche Inhalt.“ Herr Trift schaute mich an, als freue er sich über meine Ratlosigkeit und sprach: „Eigentlich kann es doch gar keine Leere geben – was meinst du? Wie du selber eingestehst, liegt es doch eher an der Einschränkung unserer Wahrnehmung und Vorstellungskraft. Was dich ausmacht, Josef, ist durch die materielle Beschaffenheit deines Körpers allein nicht auszumachen. Im Grunde sind wir alle leere Schachteln, würde das Besondere unseres Daseins nicht in dem liegen, was nicht zu messen oder in Tüten zu packen ist.“ „Was meinen Sie?“ „Ich meine, deine Gedankenkraft, deine Phantasie und vor allem das Denken deines Selbst – das Denken deines Denkens. Es ist das unsichtbare und nicht fassbare Geheimnis deiner Erscheinung, so wie sie ist. Es ist dein Geist, der mit der Bedingtheit deines Körpers verbunden ist. Wenn du vom Bedingten zum

Unbedingten schließt, tritt dir die Absolutheit des göttlichen Geistes als Geber allen Lebens entgegen“. „Das leuchtet ein“, sagte ich ermutigt. „Es gibt ein Dahinter hinter dem Dahinter – was wäre dein Körper, Josef, ohne deine leichte und bewegliche Gedankenkraft? Auch die Materie wird bei genauer Betrachtung immer subtiler, leichter und transparent und verweist weiter auf immer neue Ebenen von Energie und Kraft. Am Ende des für uns Fassbaren steht ein immaterielles Licht.“ „So sind wir Kinder des Lichtes?“ fragte ich naiv. „So könnte man sagen. Der menschliche Geist ist ein natürliches Licht, das zum Wesen der menschlichen Seele gehört. Er hat Teil am unendlichen göttlichen Geist, und somit an dem absoluten Grund des Seins aller geschaffenen Dinge.“

*

Da Herr Trift auf meine Frage nach dem Geist so gewissenhaft eingegangen war, ließ ich seine Worte eine Weile in mir nachklingen. Ich spürte, dass es Wahrheiten jenseits unserer rationalen

Grenzen gibt, Wahrheiten, die nur mit dem Gespür eines reinen Herzens zu erfassen sind – jenseits von Worten und Begriffen. Aus einem Gefühl tiefer Ergriffenheit sagte ich, das Schweigen unterbrechend: „In allem ist Gottes unvergänglicher Geist ...“ „... und tritt uns als menschenfreundliche Weisheit entgegen“, ergänzte Herr Trift und fuhr sogleich weiter fort: „Doch jetzt wollen wir uns den Kreis, den du dort auf den Boden gezeichnet hast, noch einmal näher anschauen“. Dabei beugte er sich zu mir herab, betrachtete aufmerksam und lange den Kreis und sprach: „Wie viele Mitten innerhalb des Kreises siehst du?“ Verwundert über seine Frage antwortete ich: „Die eine Mitte, von der wir sprachen – die Mitte des geheimen Ursprungs.“ „Und was siehst du noch?“ „Nur den Kreis.“ „Reich mir den Zirkel, Josef.“ Herr Trift nahm den Zirkel und setzte seinen Dorn und die Graphitspitze exakt auf Mittelpunkt und Umkreis meines Kreises. Dann griff er hinter seinem rechten Ohr nach einem Bleistift und stellte ihn so an

das Winkelgelenk des Zirkels, dass seine Graphitspitze den Boden berührte. Mit sicherer Hand zog er seinen Kreis genau über dem Meinen. Mittig, zwischen Zentrumspunkt und Umkreis, entstand zu meiner Überraschung ein zweiter, innen liegender Kreis. Dann fragte er mich: „Was hat es mit diesem Kreis auf sich?“ „Der Punkt in der Mitte bleibt dem geheimnisvollen Ursprung zugewiesen. Der äußere Kreis bezeichnet die gestaltgewordene Schöpfung – Kosmos, Planeten, Erde, Tiere, Pflanzen. Der zweite Kreis, den Sie mit Hilfe des Winkelgelenks zeichneten, nimmt auf eigentümliche Weise eine Mitte zwischen Punkt und Umkreis ein. Ihn würde ich dem Menschen zuweisen.“ „Weshalb?“ „Der Mensch erweist sich innerhalb der Weltkreation als eigene Mitte. Allerdings entspricht unser Leben nicht der stimmigen und gleichgewichtigen Ordnung dieses Mittelkreises, der ein Ideal bleibt.“ „So?“ „Der Blick auf unser Dasein lehrt uns vielfältigste Einschränkungen. Der Kreis unseres Lebens findet sich nicht in Harmonie mit

dem Umkreis der Schöpfung und dem Punkt seines Ursprungs. Unser Lebenskreis schwankt! Der zentralen Mitte entsprungen, fest in der Position seiner Bestimmung eingebunden, mangelt es ihm doch an Gleichklang und Friede.“ Herr Trift hörte sich meine Ausführungen geduldig an. Dann sagte er: „Der Mensch sollte durch alle Störungen, Widerstände und Entfremdung seines Lebens hindurch zum tiefen Grund seines Inneren vordringen. Zum Zentrumspunkt seines Daseins, zum Eingang des Heiligtums. In seiner Vorhalle erkennt der Mensch sich selbst und alle Dinge. Dort enträtselt er den geheimen und doch offenen Sinn seines Vorhandenseins – erhält Kenntnis über seine höhere Bestimmung.“

*

Herr Trift stand auf, und indem er die reich verzierte Klapptür des Sekretärs holte und sie auf die Werkbank legte, beendete er das Gespräch. Der immer noch geöffneten Schublade unterhalb der Hobelbank entnahm er feines Schleifpapier und begann, die Tafel mit ruhigen,

gleichmäßig kreisenden Bewegungen zu schleifen. Nach längerer Zeit des gemeinsamen Arbeitens sagte ich: „Woraus glauben Sie zu schließen, dass der Mensch in Beziehung zu einer höheren Bestimmung steht?“ „Aus seiner Beschaffenheit“, antwortete Herr Trift. Er hörte zu schleifen auf, nahm den Eisenring, der inzwischen achtlos am Rand der Werkbank lag, hielt ihn mir wiederum entgegen und sagte: „Das, was sich an diesem Ring vom Mittelpunkt bis zu seinem Umkreis erstreckt, ist seine Form. Sie beinhaltet sowohl Sichtbares, als auch Unsichtbares. Sein Eisen, wie auch seinen imaginären Plan, wie wir vorhin feststellten. Dieses Bild können wir auf den Menschen übertragen. Der Mensch erschöpft sich nicht in seinen biologischen, physisch sichtbaren Funktionen. Er besitzt Regungen, die nicht materiell messbar, aber spürbar und erfahrbar sind – Geist, Liebe, Gedanken, Worte, wie ich schon vorhin erwähnte. Das ist der imaginäre Plan, der den Menschen über sich hinausweisen lässt. Das Rad rollt nicht aus sich

selbst heraus. Zeugung ist in Bewegung setzen von dem, was die Grenze zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem zu überschreiten bestimmt ist. Das Rätsel des Universums löst sich am Menschen – er ist ja ein geborenes Kind des Universums, ein Kosmos im Kleinen. Nichts hat aus dem Nichts seinen Ursprung – Leben kommt von Leben, Liebe von Liebe und Geist von Geist. Die Liebe, die dem Geheimnis des Universums innewohnt, ist dem Menschen erfahrbar. In seiner Kleinheit spiegelt sich das Große, in seiner Begrenztheit das Unbegrenzte, in seiner körperlichen Verfallenheit das ewig Bestehende.“ „So liegt im Universum der Ursprung von allem?“ „Nach unserem Kreisbild hat das Universum, genauso wie der Mensch, seinen Ausgang in dem geheimnisvollen Zentrums- punkt. Darum kann es nicht die letzte Quelle, nicht das Ewige selbst sein – auch der Punkt ist es nicht. Hinter dem Punkt – als Kleinstes hinter dem Kleinen – verbirgt sich das in Wahrheit Ewige und Alleserschaffende.“ „Wie nur vermö-

gen wir es, uns der Erfahrung dieses Ewigen zu nähern, Herr Trift?“ „In der Gesamtheit unseres menschlichen Lebens: seinen Höhen und Tiefen, Freude und Leid, Suchen und Ringen. In seinen sinnlichen Wahrnehmungen – Sehen, Hören, Schmecken, Tasten, Riechen; unserem Denken, Erkennen und unseren Eingebungen. Aus unserer sinnlichen Wahrnehmung und unserem Denken entsteht das Wesen des Wissens, dessen Ertrag die von selbst einleuchtende Wahrheit ist – die Erkenntnis des Ursprungs. Sie ist die Gabe, die den Fragenden zu einem Schauenden wandelt und ihn in untrüglicher Weise zu dem führt, was wirklich ist. Da du den Zentrums- punkt als geistige Wirklichkeit dem Göttlichen zuordnest, hast du auf einen noch unmittelbare- ren Weg zur Mitte aller Dinge hingewiesen: dem Glauben an eine universelle Macht. Der Glaube ist es, der nicht in der sinnlichen Wahrnehmung stecken bleibt, sondern sie durchschreitet und über die Grenzen des schlussfolgernden Den- kens hinausgeht. So ist es dem Glaubenden

möglich, in den inneren Bezirk des Uranfangs aller Dinge einzutreten. Jedes Wissen ist zwar lehrbar, alles Lehrbare aber beruht auf einem vom Menschen fest umzirkelten Gegenstand. Der Uranfang aller Dinge lässt sich indessen nur bis zu einem kleinen Grad einzirkeln. Es ist ein Geheimnis, dass er sich – obwohl er alles durchzieht und durchdringt – diesem Versuch immer wieder versagt. So verbirgt er sich hinter allem was ist und kommt nur selten aus seinem Versteck hervor. Aber wer ihn liebt, der wird von ihm geliebt und wer ihn sucht, der wird ihn finden. Wissen ist ein Verhalt, das mit Beweisen wirkt; der Glaube jedoch ist von jener Liebe getragen, die aus dem scheinbar Unbeweisbaren zum Allumfassenden führt. Und der ist weder mit Materie verbunden, noch selbst Materie, noch von Materie abhängig, Josef.“ „Naturwissenschaftler scheinen vor dem Hintergrund dieser Gedanken in geschlossenen Denkmustern gefangen. In ihrer Jagd nach immer neuen materialistischen Erkenntnissen und ihrer Selbstbe-

rauschung daran, erscheinen sie mir wie im Käfig sitzende, vom Grundverstehen der Wirklichkeit entfremdete Narren. Durch Absonderung, Bruch und Auflösung ringen sie unserer physischen Erscheinungswelt erdrückend überflüssige Einzelsubstrate ab. Sie produzieren das Bild einer Welt, die bedrohliche Gefühle von Heimatlosigkeit erzeugt“, sagte ich kritisch. „Bedauerlicherweise, Josef“, antwortete Herr Trift lakonisch, „haben zweihundert Jahre industrieller Forschung und die daraus resultierenden Folgen zu einer wahrnehmbar sterbenden Erde geführt. Bis heute folgen die materialistischen Wissenschaften dem Beispiel, das Alexander der Große mit dem Gordischen Knoten gab. Sie zerschlagen den Ring und wundern sich, dass sie das Zentrum nicht finden. Sie sind wie Kinder, die im Sandkasten graben, auf die Planken des Kastens stoßen und meinen, es sei der Grund der Welt – sie formen mit ihren Händen Sandkuchen und wollen allen weismachen, sie hätten den Sand erschaffen. Sie preisen uns vergiftetes Gebäck

an; und während sie mit der einen Hand zum Wohl der Menschheit forschen, produzieren sie mit der anderen den Tod; sie treten als Retter einer Erde auf, die sie durch die Folgen ihres wissenschaftlichen Machbarkeitswahns zerstören. Während sie ihre vom innersten Erkenntnisgrund isolierte Ratio verabsolutieren, sind sie nicht in der Lage, sich der ethischen Unlogik und dem Ausmaß der Zerstörung ihrer Handlungsweisen zu stellen.“ „Ja“, sagte ich leicht resigniert, „der Tod ist heute anonym, keiner ist für ihn verantwortlich, denn alle wollen nur das Beste – am Ende werden wir an all den industriellen Glücksgütern erbärmlich zugrunde gehen. Die Atombombe haben sie auch schon – wir werden im Schlaf in unseren Betten verdampfen, ohne zu erfahren, warum wir sterben mussten.“ „Jene, die dem in sich selbst tragenden Sinn dieser Welt entfremdet sind, gleichen Kindern, die Streichhölzer finden und damit ohne jedes Verantwortungsgefühl das Haus ihrer Eltern anzünden“, folgerte Herr Trift. „Wie bedauerlich, dass

die materialistisch gesinnten Wissenschaftler und jene, die den geistigen Weg der Erkenntnis einschlagen, nicht zueinanderfinden. Vielleicht liegt der Grund darin, dass sich Vernunft und Glaube widersprechen?“ sagte ich in versöhnlichem Ton. „Nein, Josef, die Vernunft des Menschen weist selbst auf seinen Ursprung im Geheimnis des Uranfangs hin. Der Glauben wiederum ist denken aus der lebendigen Beziehung zum Ursprungseinem – ist Wissen in Einheit mit Liebe, auf höchster Bewusstseinsstufe.“ „Könnte nicht jemand behaupten, der Mensch ist aufgrund seiner Beziehung zum geistigen Urgrund unseres Daseins, selbst Gott – oder dass alles ohne Unterschied eins ist?“ „Diese Vorstellungen hat es immer wieder gegeben, Josef. Erwinnere dich aber an den Kerngedanken: Es gibt ein Dahinter und ein Dahinter hinter dem Dahinter. Alles wird klarer, wenn wir uns den Zentrumspunkt noch einmal genauer ansehen. Welches war unsere letzte Feststellung dazu?“ „Wir sagten, dass dem Punkt in der Mitte des Kreises, der geheime

göttliche Ursprung innewohnen muss. Und, dass alles mit ihm in Beziehung steht, weil er, wie wir sagten, als das Kleinste die Ursache von allem ist.“ „Wie würdest du dieses geistige Kleinste beschreiben, Josef?“ „Es hat an nichts anderem Teil. Außerdem, glaube ich, sollten wir bei Gott die Kleinheit auf eine Weise verstehen, dass sie zu allem und durch alles frei hindurchgehen und wirksam sein kann. Weil Gott ohne Quantität und ohne Größe ist, ohne Maß, ohne Ende und ohne Grenze, kann er alles umfassen, ohne selbst fassbar zu sein.“ „Gut, Josef. Stelle dir noch einmal folgende geometrischen Grundsätze vor Augen: Überall ist das Eine, der Menge oder seinem Charakter nach unzerlegbar. Es heißt die Eins, wenn es in jeder Richtung unzerlegbar ist und keinen Ort hat; was aber nach jeder Richtung hin unzerlegbar ist und einen Ort hat, wird Punkt genannt. Du musst also zwischen dem Punkt und dem Einen unterscheiden.“ „Das heißt, dass das, was hinter dem Punkt als noch höherem Prinzip ruht, das Eine ist. In

welcher Beziehung stehen sie zueinander?“ „Der Punkt ist vom Einen hervorgebracht und gleichsam sein Spiegel. Alles, was wir von der Schöpfung und dem Menschen tiefer erfassen wollen, erfassen wir somit auf eine reflektierende Art. In allem erkennen wir ein Stück von uns selbst, und wie unter einem Schleier ahnen wir hinter allem das Wirken des Einen.“ „Wenn es sich so verhält, könnte der Punkt dann nicht auch als Bild für unsere menschliche Seele stehen? Nach der Lehre der Alten ist sie ja der formgebende Plan unseres Körpers.“ „Das ist ein guter Vergleich, Josef“, lobte mich Herr Trift und führte weiter aus, „wie das Herz die Mitte unseres Körpers bildet, so gibt es eine geistige Mitte unserer Seele. Spirituelle Meister bezeichneten sie als Pforte von göttlichem Licht – als innerstes Heiligtum des Menschen.“ „Im Verhältnis von Seele und Leib des Menschen liegt also eine Ähnlichkeit, die jener zwischen Gott und seiner Schöpfung entspricht.“ „Ja, Josef, und es ist auch nicht mehr als eine Ähnlichkeit, die sich in viel größere Un-

ähnlichkeit auflöst, sobald wir uns dieser Entsprechung nähern. Erinnerung dich: Der Uranfang aller Dinge lässt sich nicht einzirkeln. Gott ist nicht die Seele des Universums. Die Lebewesen und Dinge dieser Welt haben in mittelbarer Weise ihren Ursprung und Ausgang in dem Einen. Alles, was von ihm hervorgebracht wurde, weist zwar auf ihn selbst zurück. Doch ist er alleiniger und geistiger Urgrund von allem. Der Eine ist nicht das Hervorgebrachte, sondern der Hervorbringende. Der Punkt steht für die Wesensbedeutung und das innere Prinzip aller hervorgebrachten Dinge in ihrer Einzigkeit, ohne dass der Eine mit dem Punkt identisch ist.“ „Der Kosmos ist groß“, antwortete ich, „wir aber hatten den Punkt als das Kleinste vor dem Kleinsten bezeichnet. Dass etwas Kleines als Ursache für etwas Großes gelten kann, leuchtet mir ein, zum Beispiel, wenn ich das wunderbare Wachstum einer Pflanze betrachte. Ich denke an das Beispiel des Baumes, wie es Franz vorhin beschrieben hat: Aus einem winzigen Samenkorn heraus

hat er sich gebildet. Das Samenkorn scheint fortzusein und doch ist es in der Gestalt des Baumes anwesend. So verstehe ich das auch mit dem Punkt, von dem wir sagten, dass er in der Gestalt des Ringes entfaltet sichtbar ist. Was aber ist mit dem Einen? Müsste er dem Punkt nicht hinterher folgen und ihn stetig tragen? Nach unseren Überlegungen ist Gott aber klein und soll zugleich sehr groß sein ...?" „Du vergisst schon wieder, von Gott als das nur Geistige auszugehen. So ist das Größte nichts anderes als das Kleinste. In Bezug auf den Einen, der nicht umzirkelt werden kann, gilt der uralte Grundsatz: Gott ist eine unendliche Kugel, deren Zentrum überall und deren Umfang nirgends ist. Oder anders gesagt: Eine unendliche Kugel hat ein allgegenwärtiges Zentrum. Das Größte und das Kleinste sind Eins, um wahrhaft alles zu sein.“

*

Als Herr Trift zu Ende gesprochen hatte, entschwand er auf der schmalen Stiege hinter der

Hobelbank. Sie führte vom hinteren Bereich der Werkstatt hinauf in einen verwinkelten Dachspeicher. Ich hörte, wie er Schubladen öffnete und wieder schloss, umherging und plötzlich stehen blieb. Stille – Herr Trift suchte offenbar etwas, und ich fragte mich, was er wohl vorhätte. Nach einer Zeit der Ruhe durchquerte er den Boden über mir, um eine knarrende Truhe zu öffnen. Der Deckel musste schwer sein, denn mit einmal fiel er krachend zu. Eine Staubwolke wirbelte auf und quoll durch die Öffnung des Speichers bis in die Werkstatt. Ich erschrak und hastete zur Speichertreppe, als Herr Trift auch schon mit einem kleinen Kästchen im Arm wieder herabkam. Feierlich stellte er es auf die Hobelbank. Auf seinem mit blauem Leder eingefassten Deckel waren Reste eines Wappens zu erkennen. „Kennst du das Wappen?“, fragte er mich. „Es scheint von Heinrich von Hewen zu sein“, antwortete ich und ließ mich zu einer kleinen geschichtlichen Exkursion hinreißen: „Er lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts hier im

Schloss. Die erste Hälfte seiner Amtszeit hinterließ er der Nachwelt kein rühmliches Bild. Unter seinen Vorgängern gab es Unabhängigkeitsbestrebungen der Stadt, um sich aus der Herrschergewalt der Bischöfe zu befreien. Als 1457 die Aussichten für den Ort, freie Reichsstadt zu werden, stärker wurden, bemächtigte sich die Bevölkerung friedlich der Burg. Erzherzog Siegmund von Österreich und die Städte Konstanz und Zürich versuchten mit mäßigem Erfolg, in dem Streit zu vermitteln. Heinrich aber belagerte die Stadt und nahm sie mitsamt der Burg ein. Dann setzte er mit Härte seine alten Rechte durch. In den Chroniken gewinnt man den Eindruck, dass er neben seinen rauen Seiten ein musisches Wesen hatte. Er war an geistigen Fragen interessiert und trat gegen Ende seines Lebens sogar als Friedensvermittler auf. Irgendwo verlieren sich dann seine Spuren. 1462 trat Burkhard II. von Randegg seine Nachfolge an.“ Herr Trift öffnete das Kästchen und Unerwartetes kam zum Vorschein. In violetterm Samt gela-

gert, ruhte eine schlichte Bergkristallkugel. Auf der Innenseite des Deckels befand sich ein in goldenen Buchstaben gesetzter, lateinischer Satz: Deus est sphaera infinita, cuius centrum est ubique, et circumferentia nusquam. Über der Schrift befand sich ebenfalls ein Wappen, aber kleiner als das auf der Deckeloberseite. Ich schaute es mir genauer an und konnte einen silbernen Krebs erkennen. „Dieses zweite Wappen, Josef, ist von dem berühmten Kardinal Nikolaus von Cues, einem angesehenen Theologen, Mathematiker, Philosophen – und Zeitgenossen Heinrichs.“ „In welcher Beziehung standen sie zueinander?“ „Heinrich war ein großer Bewunderer des Kardinals und studierte mit großem Ernst seine Schriften. Er hoffte, sich eines Tages mit ihm tiefer austauschen zu können. In der Rolle des Schlichters und Vermittlers unterwegs, kam es tatsächlich zu einer Begegnung der beiden. Nikolaus, vom Papst zum Kardinallegat ernannt, sollte Reformen in der Kirche von Österreich vorantreiben. Auf seinem Weg dorthin

machte er kurz bei Bischof Heinrich Station. Sie freudenten sich an, doch zu den von Heinrich so sehr gewünschten Gesprächen kam es nicht. Der Kardinal war zu beschäftigt und in Zeitnot. Er versprach Heinrich, zu einem späteren Zeitpunkt wiederzukommen.“ „Aber es kam wohl nicht mehr zu dieser Begegnung?“ „Die Jahre vergingen und der Kardinal hatte in seiner Diözese viel Ärger. Als er im fortgeschrittenen Alter zu Gast bei Johannes, Herzog von Bayern, war, nahm er sich vor, anschließend Bischof Heinrich auf dessen Burg zu besuchen. Er sendete ihm von Bayern eine entsprechende Nachricht und Heinrich ordnete alles an, um dem Kardinal einen entsprechenden Empfang zu bereiten. Unter anderem ließ er mehrere Gästezimmer mit geistreichen Anspielungen auf das literarische Werk des Kardinals ausmalen“. „Die drei Zimmer!“, entfuhr es mir. „Ja, die Bilder sollten ein origineller Anstoß sein, um mit Nikolaus ins Gespräch zu kommen. Leider breiteten sich in Abwesenheit des Kardinals erneute Unruhen in seinem Herr-

schaftsgebiet aus. Herzog Sigismund von Tirol ließ bischöfliches Land besetzen und zettelte Unruhen gegen ihn an. Es blieb dem Kardinal nichts anderes übrig, als den Besuch bei Johannes abubrechen und schnellstens in sein Bistum zurückzukehren. Kurz darauf starb Heinrich.“ „Und das Kästchen war als Gastgeschenk für den Kardinal gedacht! Was bedeutet der lateinische Satz?“ „Es ist der Satz, den ich vorhin schon erwähnt hatte und der eine geheimnisvolle Eigenschaft Gottes umschreibt: Gott ist die unendliche Kugel, deren Zentrum überall und deren Umfang nirgends ist – eine Anspielung auf das philosophische Hauptanliegen des Nikolaus. Er wollte das Vorstellungsvermögen der Menschen aus seinen engen Grenzen befreien. Um das zu erreichen, ging er philosophische Wege, die unseren Geist vom Sichtbaren zum Vorstellbaren, und vom Vorstellbaren zum Unvorstellbaren führen sollten. Er glaubte, dass der Mensch sich dem Geheimnis Gottes nur nähern könnte, wenn er über die Schranken seines

Denkens hinausgelangte.“ „Haben Sie ein Beispiel, wie er das versuchte?“ „Das Originellste ist ein vom Kardinal entworfenes Spiel. Dem: Ludo globi. Jeder Spieler durfte versuchen, mit seinem Holzball einen Punkt in der Mitte eines großen, auf ebenem Pflaster gezeichneten Kreises zu treffen. Dabei war es nicht gestattet, die Kugel zu werfen. Die Spielregel sah vor, dass die Bälle zum Zentrum rollen mussten. Der besondere Einfall des Kardinals war, die hölzernen Spielbälle zu stauchen und ihnen das Gleichgewicht zu nehmen.“ „Warum das?“ „Um das Spiel unserem Leben ähnlich zu machen. Nach mehr oder wenigen Stößen kamen die Spieler zur Einsicht, dass noch so großes Geschick, Klugheit und Berechnung von Bahn, Einwurfwinkel und Windstärke nicht ausreichten, um die Kugel ins Zentrum zu bekommen. Bei dem Spiel, sich dem Zentrum zu nähern, waren ganz andere Fähigkeiten gefragt.“ „Welche?“ „Die Meisterschaft beruhte darin zu vertrauen, dass das Zentrum der Kreisbahn die Kugel an sich zog. Es gab le-

gendäre Spieler, die sich so mit dem Mittelpunkt geistig verbanden, dass sie die Kugel sogar mit geschlossenen Augen ins Ziel stießen. Alles ohne Anstrengung, allein durch Hingabe.“

Begegnung

Wie üblich verließ Herr Trift vor mir die Werkstatt. Als er gegangen war, löschte ich das Feuer im Ofen, räumte den Arbeitsplatz auf und brachte die Kristallkugel zur Truhe hinauf. Nachdem sie an ihrem Platz war, verließ auch ich die Werkstatt und machte mich auf den Weg zu meinem Zimmer. Es war spät geworden. Im Burggarten fiel mir auf, wie sehr das milde Wetter der letzten Tage den Schnee geschmolzen hatte. Große Teile des matten und erschöpften Rasens waren sichtbar geworden. Durch das Geäst der alten Kastanien drang das milde Licht des vollen Mondes und überzog alles wie mit glitzerndem Schleier. Ich ging zu den Zinnen, die den Garten zur Seeseite abschlossen und schaute hinaus in die ungebrochene Ferne des abgründig dunklen, spiegelglatten Wassers. Rein und klar fanden sich in ihm die Abbilder unzähliger Sterne und des Mondes wieder. Links der Gartenterrasse lag in einem der runden Festungstürme das Arbeitszimmer einer längst entschlafenen Dichterin. Sosehr man den Blick zwi-

schen den Wehrschneisen auf den See genoss, irgendwann wanderte er unweigerlich zu jenem Raum, der von allen Richtungen Licht und Weite des Himmels einfing. Die Sehnsucht, das Zimmer von innen zu sehen, trieb die Museumsbesucher an, weiterzugehen. Der Weg führte dann durch eine niedrige Holztür gegenüber der Werkstatt in zwei kleine Zimmer, durch die man schließlich in jenes runde Arbeitsgemach gelangte. Durch seinen roten Anstrich hob es sich eigentümlich von den anderen Räumen ab und schien, in nicht endendem Abendrot gehüllt. Frischer Lilienduft erfüllte den Raum und hauchte ihm unverhofftes Leben ein. Sorgsam ausgewechselt standen sie jahraus, jahrein auf dem Tisch vor dem großen Wandspiegel.

*

Von plötzlicher Sehnsucht ergriffen zog es mich an jenem Abend dorthin. Selbstvergessen schlenderte ich zur Außentür, die vom Garten in den Anbau der Dichterin führte. Zu meiner Überraschung fand ich die Tür nur angelehnt.

Der Schlossverwalter war mit seiner Familie für zwei Tage zu Verwandten verreist und am frühen Nachmittag aufgebrochen. Vom Museumspersonal war niemand mehr in der Burg. Franz, der Gärtner, schlief bestimmt schon – was aber sollte Herr Trift nachts in diesen Räumen? Einer der Mitarbeiter musste vergessen haben, die Tür abzuschließen, was sehr ungewöhnlich war. Der Schlüssel jedenfalls lag unberührt an seinem Platz unter dem Blumentopf. Während ich über den Grund der unverschlossenen Tür nachsann, drang aus dem Turmzimmer der ruhige, gleichmäßige Klang einer Stimme. Ich trat in die Wohnung ein und näherte mich vorsichtig dem Arbeitszimmer. Schon von fern sah ich eine Frau vor dem Wandspiegel stehen. Sie führte ein Gespräch mit ihrem Gegenüber. Von meinem Standort aus waren ihre Worte gut zu verstehen: „Wenn du mich so anschaust aus diesem Kristall, mit deinen Augen wie Nebelballen oder gar wie Kometen, die in ihrem Sturz verbleichen und mit Zügen, in denen auf wundersame Weise zwei

Seelen sich mit Misstrauen umschleichen, dann will ich dir sagen, dass du nur ein Phantom bist, nichts Gemeinsames hast du mit mir. Du bist nur der Unruhe meiner schlaflosen Nacht entstiegen, mich zu erschrecken. Trotzdem, du merkwürdig dämmerndes Gesicht, in dir spielt ein doppeltes Licht. Würdest du heraustreten, ich kann nicht sagen, ob ich dich hassen oder lieben würde. Und doch ist klar, du bist nicht ich. Ein fremdes Dasein bist du, dem ich mich nur scheu nähern kann ...“ Allen Mut zusammennehmend, betrat ich das Zimmer. Sie hatte mich freilich bereits im Spiegel kommen sehen, drehte sich völlig ruhig und ohne eine Reaktion der Überraschung zu mir um und sagte verlegen: „Ich habe Sie gar nicht kommen hören – war wohl zu sehr in Gedanken ...“ Ein schönes, anmutiges Gesicht blickte mich an. Die Haare waren über der weiten blassen Stirn altmodisch gesteckt – eine Frisur aus dem vorletzten Jahrhundert. Ähnlich alt musste auch ihr dunkelblaues Samtkleid sein, das bis zu den Knöcheln hinab reichte. Der Kra-

gen des Kleides bestand aus feinen, weißen Spitzen. Um ihre Schultern lag ein blumenbesticktes Wolltuch. „Es tut mir leid, dass ich Sie in Ihrem Gespräch unterbrochen habe“, antwortete ich vorsichtig. „Gespräch? Ja, – vielleicht ... Sie hörten etwas?“. Verwirrt über die Unmöglichkeit dieser Situation sagte ich mit stockender Stimme: „Die letzten Sätze.“ Erschöpft erwiderte sie: „Viele Dinge nehmen wir wie im Dämmerlicht eines Spiegels wahr – zu oft uns selbst. Ist es nur ein Schatten im kühlen Glanz eines Kristalls? Ich fühle mich oft zu diesem rätselhaften Bild meiner eigenen Gestalt hingezogen, und schließlich – träte dieses zweite Ich, dieses Phantom, aus dem gläsernen Grund, nur wenig würd' ich wohl erschrecken.“ Ernst hörte ich ihr zu. Ihre Sprache war warm, einfühlsam und doch voll sinnlicher Kraft; woher nur hatte sie diese Gabe? „Es ist das Leiden“, sagte sie so unvermittelt, als könne sie meine Gedanken lesen, und fuhr fort, „und die auf Erden nicht zu stillende Sehnsucht. Sie führte meinen Blick von der Begrenztheit dieser

Welt über die Tiefe meiner Seele hinaus – ganz und gar. Verzehrt hat die Liebe alle Schlacken ... das kleine, von vielen Übersehene, war mir stets Zeichen der Gegenwart des Großen. Es sprach zu mir in stillem Flüsterton, durch das das Meer der Zeit zu rauschen schien. Wie groß mein Wunsch ihm zu antworten – doch all meine Gedichte, stammelnde, unbeholfene Worte ... Schmerz der Ungewissheit – einsam saß ich im großen Turm trockener Öde, wenn das Meer sich zurückzog. Leidvoll erfahrene Stunden in Abwesenheit jeglicher Hoffnung. Meine Gedichte... – ein Ruf nur ...". „Turm im Meer ...?“ wiederholte ich flüsternd und hörte gebannt weiter ihrer Rede zu: „... in jenen Momenten jedoch, in denen ich den geheimnisvollen Klang hören durfte, war jeder Schmerz vergessen, jede Sehnsucht gestillt – diese ferne, schöne Melodie ...– wer könnte sie beschreiben? Wohl sah ich die Instrumente – doch Dirigent und Noten blieben hinter dem Orchester geheimnisvoll verborgen. Manchmal befrage ich mit Schaudern

das Spiegelbild meiner Seele, – Gebrochenheit nehme ich wahr! Sie lässt mich ahnen, dass die glückliche Stunde völliger Harmonie in diesem Leben nicht zu erreichen, nicht festzuhalten ist – und sich mein Geist vielleicht verlieren wird in einem Weltentraum, wo es weder Tag noch Nacht, noch ein Wiedersehen gibt ... Doch bald – ich bin mir sicher, wird der dunklen Ahnung Traum zum Nebelhauch, des Lichtes heller Strahl alltragende Gewissheit sein – wird Furcht und Zweifel restlos Liebe weichen ...“. Während sie sprach, wandte ich mich einem der Fenster zu, blickte versunken auf die mondhelle Weite des Sees, umfingen von einer wirklichen Unwirklichkeit, wie ich sie bis dahin noch nie erlebt hatte. Lange lauschte ich gebannt ihrer Rede, bis sich die Melodie ihrer Stimme zu ändern begann. Unmerklich ging der Klang ihrer Worte in einen unbestimmbaren Raum der Stille ein – Wirklichkeit, einer sich zurückziehenden Welt jenseits der unseren. Von dem eintretenden Schweigen überrascht, wandte ich mich zu ihr um. Der

Platz, an dem sie stand, war leer! Nichts zeugte mehr von ihrer Anwesenheit – oder doch? Als ich erschöpft das Zimmer verlassen wollte, sah ich etwas in der Mitte auf dem Boden liegen; eine Lilienblüte! Ich bückte mich und nahm sie liebevoll in die Hand. Als ich mich aufrichtete, entwich mir ein Schrei – wieder jemand im Raum? Nein! – mein eigener Schemen, im Spiegel, mir gegenüber.

*

Nach diesem langen Tag, mit seinem seltsamen Ende, blieb ich aufgewühlt und nachdenklich zurück. Durch die Gespräche mit Herrn Trift nahm das, was ehemals nur eine Ahnung, eine vage Vorstellung und Sehnsucht in mir war, langsam die Gestalt eines Bildes an. Wie ein Boot, bei langer Fahrt endlich aus dem dichten Nebel hinauskommt und Ruderschlag um Ruderschlag Umrisslinien des lang ersehnten Ufers deutlich werden. Noch drohten Unwetter und Gefahren, doch das Ziel war für einen Augenblick hinter dem Vorhang meiner Unwissenheit aufgetaucht;

hatte sich sehen lassen; war erreichbare Wirklichkeit! Die vielen ungedeuteten Zeichen und Symbole, die mir begegneten, offenbarten sich als Wegweiser durch die trüben Schleier meines entfremdeten Lebens – unter einer sich mehr und mehr selbst entfremdenden Menschheit. Als Treibgut auf dem Meer meiner Selbstvergessenheit waren sie zu Boten der rätselhaften Welt meiner Seele geworden. Nur in ihr war das Geheimnis Gottes und dieser Welt wie in einem vergessenen Heiligtum aufzufinden – darin war ich mir jetzt ganz sicher. War nicht jeder von uns ein lebendiges Symbol? – Zeichen für etwas ganz Anderes? – Ein Bild, gestaltet zu höherem Sinn, als wir es in unserem beschränkten Alltagserleben wahrnahmen? Wie es auch sei, dem gewaltigen Strom der kosmischen Lebensbewegung vermochten wir uns nicht zu verweigern, – er nahm uns unerbittlich mit sich. Jeder war bei dieser Überfahrt an das Boot seines Schicksals gebunden und der Vorsehung einer höheren Macht ausgesetzt. Diese vier gab es: das Meer

und das Boot, die Küste und den Wind, der weht, wo er will.

*

Als Herr Trift die Herkunft der Deckenbilder gelüftet und mich in das Mysterium des Ringes eingeführt hatte, blieben die anderen zwei Symbole – die Blume und das Kreuz – im Dunkel. Der Schreiner war seit Tagen in seine gewohnte Schweigsamkeit zurückgekehrt, und es schien, als wolle er die Sache mit den Deckenbildern nun auf sich ruhen lassen. Tatsächlich ließ er mir nur Zeit, die gewonnenen Einsichten zu verarbeiten.

Blume

Als wir die Ornamente des Sekretärs auf transparentes Papier übertragen hatten, fragte mich Herr Trift: „Weißt du, Josef, was mir am Dekor des Sekretärs besonders gefällt?“ „Die Blumen? – Die Muster fügen sich ja ausschließlich aus ihnen zusammen“, antwortete ich. „Gefallen sie dir?“ „Sie sind alle vierblättrig, aber dennoch sehr unterschiedlich.“ „Nur scheinbar. Tatsächlich gehen sie alle auf die gleiche Vorlage zurück. Erst bei längerer Betrachtung wird es sichtbar, – das macht den Reiz dieser Ornamente aus.“ „Blumen haben nun mal ihren ganz eigenen Zauber, Herr Trift. Beständig neigen sie sich dem Licht zu. Aufgeblüht, offenbaren sie ihre ganze Anmut, ähnlich uns Menschen.“ „... weil sich auch der Mensch nach Licht sehnt, Josef – und ganz von dem Drang erfüllt ist, sich zu entfalten. Im Samen unseres Ursprungsbeginns ist sie geborgen, die große Sehnsucht, aus der Eigenbewegung des Lebens zur Gestaltwerdung zu gelangen und dann immer weiter ..., dem Licht entgegen.“ „Doch scheint es den meisten

Menschen verwehrt, den innersten Sinn ihres Daseins zu schauen. Wege des Lebens gleichen halbfertigen Skizzen. Die Verstrickungen in egozentrische Fallen und falsche Ziele ziehen Menschen abwärts, wie Steine in schlüpfrigem Sumpf. Fortwährend verirren sie sich und wie ein Meer umgibt uns Lüge, Hass, Banalität und Gleichgültigkeit.“ „Dass Tadelnswerte der anderen, Josef, ist auch in dir und in mir. Es ist unsere Aufgabe, es in unserem Herzen ausfindig zu machen und dort niederzuringen. Jeder von uns ist zwei Menschen, merke dir das gut. Unser Ego verliert sich in den flüchtigen Dingen der Welt, unser wahres Selbst versucht, dem geistigen Wort der Seele zu folgen, um das wahre Glück zu finden. Auch im äußeren Bereich unseres Daseins können wir die Pfade des Glücks entdecken.“ „Und wie?“ „Der Mensch entfaltet sich in diese Welt hinein, die er, wie sich selbst, vorfindet. Was immer dem Menschen begegnet, – er findet es vor. Was er vorfindet, offenbart Wirklichkeiten, die ihn zum Urheber aller Dinge hin-

führen können. Ihn zu erkennen, ist das höchste Glück des Menschen.“ „Wie wir in unserem letzten Gespräch herausfanden?“ „Ja! Die ganze Schöpfung, also auch unser eigenes Herz, ist ein Spiegel, durch den wir zur Gewissheit der Existenz des höchsten Weltordners gelangen. Diese Erkenntnis ist des Menschen höchstes Glück, höchste Befreiung und höchste Selbsteinsicht. Alles erblickt er nun im Licht einer höheren Bestimmung, in der sich der Sinn seines Daseins wie ein Stein im kosmischen Mosaik einfügt.“ „Viele meinen, dass alles eine Folge des Zufalls ist – jeglicher Ordnung würde Chaos zugrunde liegen?“ „Ich sehe es umgekehrt, Josef: Ordnung findet sich als tieferliegender Plan eines scheinbaren Chaos.“ „Und das bedeutet?“ „Alles scheinbar Zufällige trägt Möglichkeiten zur neuen Form in sich. Allem scheinbar Zufälligen liegt verborgene Form zugrunde. Beide Richtungen: Vorhandenes und Mögliches wird von einer allwaltenden, gestaltgebenden Kraft bewirkt. So ist nichts, was es scheint, wenn wir es nur von einer

Ebene aus betrachten.“ Mit einem Blick auf meinen fragenden Gesichtsausdruck sagte er: „Ein Beispiel!“, und holte aus dem Regalfach unter der Hobelbank ein mit Holzperlen gefülltes Glas. Er öffnete es und schüttete die gleich großen Kügelchen mit einer raschen, unerwarteten Handbewegung auf den Werkstattboden. „Diese Holzkugeln, Josef, sind ohne scheinbare Ordnung zufällig an ihren Platz gerollt?“ „Ja“, sagte ich neugierig. „Nimm diesen Bleistift hier und wähle dir drei beliebige Kugeln aus: Verbinde sie mit einer Linie“. Ich tat wie geheißen, verband drei Kugeln mit Linien und erhielt ein unregelmäßiges Dreieck. „Dupliziere nun das Dreieck durch Spiegelung an einer seiner Seiten – so, als würdest du es aufklappen“, wies mich Herr Trift weiter an. Als ich es getan hatte, fragte er mich: „Was hast du jetzt vor dir?“ „Ein symmetrisches Trapez“, antwortete ich beeindruckt. „Und das, Josef, ist Ausgangspunkt für weitere strukturierte Ordnung, mit der du nicht zu Ende kämest. Würdest du noch die anderen Kugeln hin-

zuziehen, könntest du einen Teppich wohlgestalteter Ordnung knüpfen, der mit unserem Universum in Konkurrenz treten könnte. Schon nach wenigen Gestaltungsschritten würde nichts mehr an die zufällig hingeworfenen Kugeln erinnern. Die ewigen Gesetze einer allgestaltenden Ordnung würden hinter dem Phänomen des Zufalls zutage treten.“ „Das hieße“, kam es mir spontan, „dass es zwei sehr unterschiedliche Weltverständnisse gibt: Eines führt die vorgefundene Ordnung auf Zufall zurück – und spricht somit der Schöpfung jeglichen Sinn ab. Die andere erkennt selbst im scheinbaren Chaos eine ihm dahinter gelagerte höhere Ordnung – und spricht allem einen heiligen Sinn zu.“ „Diese zwei Blickrichtungen bestimmen Zeitalter. Momentan leben wir in dem, der ersten Anschauung. Der überbordende Materialismus, die wissenschaftliche Egozentrik, die zerstörerische Potenz unseres Konsumierens und das Viel-Zu-Viel, was uns und unseren Planeten zunehmend bedrohen, sind ihre Folgen.“ „Niemals

war der Mensch in der Absicht, seinem Wohl zu dienen, so zerstörerisch wie heute“, bestätigte ich Herrn Trift. Der führte weiter aus: „Schatten verdunkeln die klar aufscheinenden Quellströme dieser Welt. Schatten liegen über dem Denkvermögen des Menschen, das ein Abbild des Unsagbaren ist. Der Kampf der Schatten richtet sich gegen das innere Gesetz des unzerstörbaren Einheitsgrundes und kann ihn doch nie ersetzen. Der Irrtum nimmt absonderlichste Formen der Verwüstung an und ergreift vorrangig das Bild und Gleichnis jenes unsagbaren Grundes – den Menschen ...“. „... in dessen Seele verheerende Kämpfe ausgetragen werden“, ergänzte ich den Satz aus einem inneren Drang heraus. Und sprach weiter: „Vielleicht ist die Fähigkeit einer zusammenführenden Schau, höhere Gnade? Wie wenige gibt es, die um den zeitlosen Rang ihres Daseins wissen? – die ihr Leben aus einer versöhnten Haltung umfassend zu deuten versuchen? – Die darauf vertrauen, dass diese Welt, beschworen von einer inneren

Kraft der Liebe, im Geheimnis des eigenen Lebens wahre Erfüllung bereithält?“

*

Während ich zu Ende redete, neigte sich Herr Trift dem Werkstattboden zu und begann, behutsam die Holzperlen aufzulesen. Dabei sagte er müde: „Des Menschen Schicksal ist es, sich immer wieder gegen seine lichte Seite aufzulehnen und den eigenen Schatten zu erliegen – und zu kämpfen. Kampf um Herrschaft auf Zeit. Herrschaft in seinen verschiedensten Formen. Dieser Kampf bekommt Eigendynamiken und kann eine ganze Zivilisation in den Abgrund führen. Und während die um ihr Schicksal kämpfenden Menschen alles, allem, jedes und jedem seinen Platz auf diesem Planeten streitig machen, bringen sie sich um den einzig wahren Platz, der für sie bereitet ist. So vertun sie ihre Zeit, indem sie ihrem Ego verfallen und alles auf Macht, Gier und Ruhm setzen.“ Er erhob sich vom Werkstattboden und während er die Kügelchen ganz gelassen – je eines nach dem ande-

ren – in das Glas zurück tat, ergänzte er: „In diesem Kampf entfremdet sich der Mensch von seiner geistigen Wurzel – seinem wahren Selbst. Aggression und Hass nehmen zu und leben sich in Gewalt gegen andere und in der Zerstörung unserer Welt aus. Die den Weg der Seele gehen, werden mit der Willkür des Menschen ohne Sinn konfrontiert – sind der Deutungshoheit von Mächten ausgeliefert, denen jede ethische Selbstverpflichtung störend ist. Einen Ausweg aus dieser Not findet, nur wer durch praktizierte Selbstlosigkeit und Hingabe an den Ursprungseinen, zum Zentrumspunkt, der Mitte des Ringes, findet!“

*

Er stellte das Glas mit den Holzperlen an seinen Ort zurück und lehnte sich mir zugewandt an die Werkbank. Nachdenklich schaute er mich an und schloss seine Rede mit den eindringlichen Worten: „Josef! – Ohne Hingabe an diese Mitte kann sich unsere Seele nicht als Spiegel und Gleichnis des Einheitsgrundes dieser Welt erken-

nen – und es ist unmöglich, den wirklichen Daseinssinn unserer Existenz zu erfahren.“ Ergriffen von der klaren Konsequenz seiner Worte, überkam mich tiefes Schweigen. Schließlich stieg die Erinnerung an ein Erlebnis in mir auf, das ich mit Herrn Trift teilen wollte: „Im vergangenen Sommer hatte ich ein Erlebnis, das mich dieser Einsicht näher brachte. Ich machte Aquarellstudien am Bach im Wald – an der Stelle, wo er sich tief durch den Sandstein wäscht und einen mehrmals gebrochenen Wasserfall bildet. In eine der Gesteinswannen ragte ein Ast. Das Wasser bewegte ihn unaufhörlich in gleichförmigem Rhythmus. Das Motiv nahm mich ganz in Besitz. Tag für Tag brachte ich Stunden damit zu, seine Lichtverhältnisse zu studieren – die Einwirkungen der Sonne auf die Oberfläche von Stein, Wasser, Erde und Ast zu beobachten. Es wurde zum Drang, bis eines Tages Folgendes geschah: Hinter allem schien ein anderes Licht auf, dessen zarter Schein alles in sich vereinte – Fluss, Wasser, Stein, Baum, Sonne, den Himmel, die ganze

Erde und mich selbst. Einen kurzen Moment empfand ich mich als Teil von allem und alles als Teil von mir. Verwunderung mit einem Gefühl des Glücks blieben bei mir zurück.“ „Die religiösen Lehrer sagen, es gibt ein Tor zur zeitlosen, von Liebe erfüllten Ewigkeit Gottes – und das ist Licht. Manchen gewährt er einen kurzen Einblick in Zusammenhänge, die wir sonst nur ahnen oder uns denkend zu erschließen versuchen, Josef.“ „Alles, was uns umgibt, wirkt so stark und sinnlich auf uns ein. Dinge, die uns umgeben, sind ständig im Wandel, was können da unsere Wahrnehmungen von ihnen bedeuten?“ „Bewegung bringt Vergänglichkeit der Zeit mit sich, doch in ihrem Zentrum bleibt das Wesentliche sich gleich. Löse dich von den Begriffen und die Dinge werden zu einem Gleichnis für etwas ganz Anderes. Bemühe dich unablässig, die Dinge nicht nur anzublicken, sondern in sie hineinzusehen und gelange vom konzentrierten Sehen zur wahren Schau. Durch entsprechende Übung gelangten die alten Meister zu einer Le-

benshaltung, aus deren Wirklichkeit heraus sie Werke von zeitlosem Ausdruck schufen. Auch diesen Sekretär hier, Josef. Studien in freier Natur sind Voraussetzung, aus dem Maß-Buch Gottes zu lernen. Die gestalterische Geometrie macht die Seele geschickt, richtige Folgerungen zu ziehen, das Wahre zu erkennen und das Falsche zu widerlegen, Übereinstimmung und entsprechende Verhältnisse aufzufinden. Sie führt den Suchenden vom sinnlich Wahrnehmbaren zum substantiell Wirklichen. In ihren Harmoniegesetzen scheint die Ordnung des Lebens, in schöpferischer Anordnung, auf – all dies lebt in den Mustern dieses Möbelstücks.“ „In den Blumen?“ „Vorzugsweise!“ Lächelnd ergriff Herr Trift einen der transparenten Papierbögen und hielt ihn gegen das Fenster. Wie hingestreut und doch in subtilem Zusammenhang miteinander verwoben, waren die vielen abgepausten Blumen zu sehen. Auf- und scheinbar übereinander gelagert bildeten sie durch die unterschiedliche Dicke ihrer Linien immer neue Ebenen filigraner

Muster, deren gesamter Klang erkennbar von einer gestaltgebenden Grundkraft getragen wurde. Während wir verzückt darauf blickten, fragte er mich: „Erkennst du etwas Erstarres oder Hartes an ihnen?“ „Nein, im Gegenteil – nur Lebendiges, Anmut und Lieblichkeit.“ „So hat Gott untrüglich in jeder Lilie des Feldes ein Sinnbild seiner Geheimnisse verborgen, Josef!“

Durchgehung

Tage später konnten wir endlich mit der Ballenpolitur beginnen. Voller Erwartung sagte ich zu Herrn Trift: „Wir sind gut vorangekommen. Wir werden vor Beginn des Frühlings fertig. Die Politur soll der Holzoberfläche einen erstaunlichen Glanz verleihen und feinste Maserungen sichtbar machen.“ „Ballenpolitur ist mühselig – eine zeitraubende Arbeit. Wir werden Geduld und höchste Aufmerksamkeit brauchen. Außerdem sind bis jetzt nicht alle Vorarbeiten abgeschlossen. Wenn wir fertig sind, wird der Sekretär aber tatsächlich in seiner ursprünglichen Schönheit wiedererstanden sein“, antwortete Herr Trift gelassen. Während wir uns unterhielten, versuchte er, die letzte der drei unteren Schubladen des Sekretärs zu öffnen. Die oberen hatte er gleich zu Beginn unserer Arbeit entfernt. Weil sich die dritte nicht aufschieben ließ, wartete er noch ab. Nun war wegen der vorangeschrittenen Arbeit keine Verzögerung mehr möglich, – sie musste raus. Herr Trift steckte bereits mit seinem Oberkörper im Schrank und zerzte an der Schublade:

„Warum nur lässt sich die Schublade nicht bewegen? Ich verstehe das nicht! Man könnte meinen, die Lade wäre die letzten dreihundert Jahre nicht geöffnet worden“, klagte er. Schließlich rief er: „Keil und Hammer, bitte!“ Ich gab ihm das Gewünschte. Herr Trift tat einige heftige Schläge und kroch wieder aus dem Schrank heraus. Dann zogen wir gemeinsam an die Schublade, bis sie mit lautem Krach herausfiel. Angesichts des gemeinsamen Kraftaufwandes konnte sie sich nicht mehr länger in der Führung halten. Herr Trift war zufrieden. Er legte sie auf die Werkbank und studierte mit seinem geschulten Blick ihren Zustand.

*

Inzwischen beugte ich mich in den Schrank, um herauszufinden, warum die Lade so festhing. Innen auf dem Schrankboden lag ein versiegelter Briefumschlag. Nachdenklich sagte ich zu Herrn Trift: „Im Sekretär lag ein Brief. Vielleicht war er die Ursache dafür, dass die Lade sich nicht öffnen ließ ...“ „Kaum möglich, er ist zu gut erhal-

ten“, schloss er aus einem raschen, uninteressierten Blick auf das gefaltete Papier. „... er muss hinter die Schreibplatte des Sekretärs gefallen sein“, spekulierte ich. „Vielleicht – die Tischplatte schloss nie richtig an der Rückwand an“, murmelte Herr Trift, während sein ganzes Interesse der dritten Schublade galt. „... vom Aussehen des Papiers und der Art seiner Faltung würde ich auf das Ende des 18. oder das beginnende 19. Jahrhundert schließen“, vollzog ich meine Analyse ungerührt weiter. „So –?“ „... das Siegel des Briefs ist ungebrochen! – der Empfänger hat ihn nie gelesen!“ Herr Trift drehte sich zu mir um, schaute mich aufmerksam an – so als wäre die Lade, mit der er sich gerade noch so intensiv beschäftigt hatte, das Unwichtigste von der Welt – und sagte gütig: „Oder er hat ihn nie erhalten, Josef.“ Das Siegel auf der Rückseite des Briefs zeigte ein gleichmäßiges Balkenkreuz. Seine Innenseiten waren rund gebogen, sodass die Zwischenräume eine vierblättrige Blume bildeten. Unter dem Kreuz stand in Großbuchstaben das

Wort CONSIDERATE. Oberhalb des Kreuzes war eine Sonne dargestellt. Ihre Strahlen füllten über Kreuz und Inschrift hinweg die ganze Prägung. „Considerate...“, sinnierte Herr Trift lächelnd. „Was bedeutet dieses Wort?“, fragte ich ihn. „Betrachte!“ „Eine gute Weisung, für wen auch immer, Herr Trift.“ Die Vorderseite des Umschlags trug die Spuren einer verblassten, nur schwer zu entziffernden Handschrift. Es war, wie sich herausstellen sollte, die Zieladresse des Briefs. „An wen ist er gerichtet, Josef?“ „Der Name scheint deutsch; Joh ..., vielleicht Johannes, ... dann Heinrich. Der Nachname könnte Woß oder Voß gelautet haben – oder so ähnlich. Der Rest ist französisch und fast unleserlich. Die Post sollte jedenfalls nach Paris gehen.“ „Ein brisantes Ziel, wenn deine Zeitbestimmung zutrifft.“ „Die Französische Revolution!“ „Ein Absender ist nicht zu erkennen?“ „Nur dieses Siegel, Herr Trift.“ „Wir bekommen mehr Aufschluss, wenn wir den Brief öffnen.“

*

Ohne das Siegel zu beschädigen, hob ich eine der Umschlagseiten an und holte den Brief heraus. Zwei beschriebene Briefbögen kamen zum Vorschein. Die Schrift war anmutig. Ihr Rhythmus zeugte von einem kraftvollen Wesen ihres Urhebers. Das Schreiben war mit dem Datum des 16. Juli 1801 versehen. Auffordernd hielt ich Herrn Trift den Brief entgegen und sagte: „Er ist in altem Deutsch ... – für mich kaum zu entziffern“. Er nahm die Briefbögen, setzte sich damit, auf die Ofenbank und begann zu lesen: „Ich grüße dich, weit umher getriebener Odysseus. Mit wenig Erstaunen habe ich deinen Brief aus Paris erhalten. Dass du es in Eutin nicht länger aushalten würdest, war abzusehen – auch, dass dich der Geist der Revolution, die Spukgestalt einer neuen Zeit, nach Frankreich führen würde. Beim Lesen deines Briefes spürte ich, wie beeindruckt du von den Umwälzungen bist. Nun ist also auch mein Freund Johann, ein Verehrer Napoleons! – des Ehrgeizigen, von dem keiner bei uns weiß, woher er kam. Seine Reden und

Taten begeistern dich? Du hoffst, dass er Geburtshelfer einer neuen Kultur ist? Nicht weit von Frankreich entfernt sind die uns erreichenden Nachrichten eher abstoßend. Ob ich von dir noch mehr und sicheres erfahre, bezweifle ich, – dein Brief glich einem Trunkenen. Deine versteckten Vorwürfe trage ich dir nicht nach. Ich weiß, dass sie dem Eifer entstammten, einen guten Freund für die eigene Sache zu gewinnen. Warum aber nennst du mich altmodisch; du und deine Gesinnungsbrüder legt die Bedeutung der Antike gekonnt aus persönlichen Blickwinkeln dar, – so darf auch ich eine eigene Deutung der Geschichte haben. Du weißt genau, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, sich das Heute durch das Gestern zu erschließen. Erwarte aber nicht, dass ich mich hier erneut auf einen Disput mit dir einlasse. Stattdessen möchte ich auf deine Frage nach meinem allgemeinen Befinden eingehen. Nach wie vor, Johann, schaffe ich es nicht von hier aufzubrechen – und werde es wohl auch nicht mehr. Du weißt ja, wie

lange schon ich meine Tage hier zubringe. Ein Vierteljahrhundert – 25 Jahre –, von denen du sagst, ich hätte sie vertan. Als mich Fürstbischof Konrad anfänglich zu sich holte, um an der Vollendung des Neuen Schlosses mitzuarbeiten, wuchs eine so innige Beziehung zu ihm, dass ich nach seinem Ableben im Dienst seiner Nachfolger blieb. Die Zeit, die auch hier nicht spurlos vorübergegangen ist, brachte Veränderungen. Letztes Jahr ist Bischof Maximilian gestorben. Der schlaue Fuchs Dalberg folgte ihm und alle sagen, er sei ein Freund der neuen Richtung. Wie du siehst, weht der neue Wind auch durch unsere alten Gassen. Vor einigen Monaten bin ich angewiesen worden, meine Wohn- und Arbeitsräume vom Neuen Schloss in die Burg zu verlegen. In Anerkennung meiner Arbeit will man es mir etwas leichter machen. Nach all den Jahren schätzen sie meine Malerei noch immer und ich darf erleben, wie sich mein Werk trotz meines Alters weiterentwickelt. Die Farben werden transparenter und lichter – als ob hinter all

meinen Motiven die verborgene Wirklichkeit einer anderen Welt durchdringen will, eine Wirklichkeit aus Licht – wie es ein Besucher neulich ausdrückte. Durch den Umzug in die alten Gemäuer der Burg steht mir der große Konferenzsaal als Atelier zur Verfügung. Als einziges Möbel fand ich einen barocken Sekretär darin vor. Er würde deinen auf dorische Säulen eingestellten Geschmack entsetzen; mir jedoch vertraut sein geheimnisvolles Blumendekor stetig neue Geheimnisse an. So verbringe ich viel Zeit der Betrachtung an dem mir lieb gewordenen Platz – auch jetzt, da ich dir schreibe. Du willst wissen, was ‚nach den vertanen Jahren hier‘ die Summe meines Denkens ist. Was mein Denken anbelangt, kann ich dir nicht viel mitteilen – Du wirst dich mit dem begnügen müssen, was ich beobachtet und erfahren habe: Nichts in dieser Welt ist von Dauer! Doch so flüchtig die Dinge auch sein mögen – zur Unterscheidung zwischen Irrtum und Wahrheit, Gutem und Bösem sind wir gezwungen. Herauszufinden, was den

Menschen innerlich zu tieferem Bewusstsein und größerer Liebe führt, stellt eine besondere Herausforderung dar. Stetig messen, wiegen, beurteilen und erforschen wir die Dinge dieser Welt – deren Grundwirklichkeiten wir nicht geschaffen haben. Alles, worin wir sind und uns bewegen, finden wir vor, einschließlich uns selbst. Ein großes Vergessen geht durch die Herzen der Menschen, ihrem Denken – und legt seine Decke über Generationen, Völker und Zeiten; – entflohen ist dem Menschen die Einsicht in sein innerstes Heiligtum. Für sie bleibt das Universum ein ungedeutetes Wort ihrer Herkunft – wie ihre Seele, die die Wahrheit aller Dinge widerspiegelt, ein unbefragter Ort ist. Für trügerischen Reichtum und persönlichen Ehrgeiz geben sie den Besitz ihres wahren Vermögens preis. Was aber, wenn keine Tat, keine Regung unserer Gesinnung ohne Folgen ist, da zwischen allem Beziehung besteht, alle Beziehung aber in einem zentralen Punkt ihres Ursprunges gebündelt ist? – dann, Johann, sieht das große Auge

Gottes alles! Es ist wie mit dem Sekretär, an dem ich sitze. Er offenbart mit seinem harmonischen und gesetzmäßigen Aufbau – der bis zur unüberschaubaren Komplexität auswächst – die tiefgründigen Zusammenhänge des filigranen Maßwerks unserer Welt. Im Anfang unserer Schöpfung gab es nur einen Zirkel, lieber Johann, und den hielt das lebendige Wort Gottes und hat ihn bis heute nicht aus der Hand gegeben. Betrachte die Blumen auf den Feldern, mit dem geistigen Auge eines reinen Herzens – und du wirst verstehen. Während sich momentan also alle anschicken, voll unruhiger Hast oder lähmender Gleichgültigkeit sich vom Glauben zum Unglauben zu bekehren, fand ich vom Zweifel zur Betrachtung des Kreuzes zurück. So bin ich nicht mehr der Philosoph, den du einst kanntest. Und was überhaupt ist Philosophie? Ist es die von einzelnen Philosophenschulen verkündete Lehre, die nach einer funktionalen Klugheit strebt, um ihren Anhängern eine Fertigkeit in den Dingen des täglichen Lebens und

der politischen Herrschaft zu geben? Wenn Philosophie überhaupt einen Sinn hat, ist sie eine innere Haltung, die nach Weisheit strebt – nach einer unbeirrbareren Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge, nach einem tiefen und erfüllenden Verstehen, das Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft umfasst. Diese Weisheit lehrt alles in Beziehung zueinander sehen. Wer ihr folgt, gelangt zu einer umfassenden Haltung der Liebe und gehört zu den Friedensstiftern unserer Welt – ist Meister des friedlichen Wandels. Euer französischer General, den ihr auf den Schild gehoben habt, ist es mit Sicherheit nicht. Wer wird dem Brand entrinnen, den er entfacht, – das Leid messen, das er verursacht? Auf keinen Fall wirst du mich also, wie du hoffst, in Frankreich erwarten können. Schon allein wegen meiner körperlichen Beschwerden wird es nicht gehen. Der schwüle Sommer setzt meinem Herzen stark zu. Was deine Absicht anbelangt, in Heidelberg eine Professur zu bekommen, wünsche ich dir alles Gute. Dein Aeneas.“ Mit einem

vielsagenden Blick reichte mir Herr Trift den Brief. Ich schob ihn sacht in das Kuvert zurück. Eine Weile blieben wir noch schweigend zusammen. Jeder von uns hing auf seine je persönliche Weise den Gedanken des Briefes nach. Dann entschied ich mich zu gehen und sagte: „Ich bringe den Brief ins Archiv – einen guten Abend noch!“. „Ja, auch dir, Josef“, antwortete Herr Trift. Dann verließ ich die Werkstatt.

*

Draußen kam mir ein klarer Lufthauch entgegen. „Ein herrlicher Abend“, dachte ich. Aller Schnee war weg, und die milde Luft schien ein zarter Vorbote des Frühlings. Die untergehende Sonne verzauberte durch ihre letzten Strahlen. Von der Werkstatt führte mich der Weg zum Archiv durch die unteren Museumsräume. Ich schaltete das Licht ein. Dann ging ich über die Treppe, die links neben der Schreinerei lag, in die Rüstkammer – einem waffenstarrenden Magazin. Meine Augen schritten die Reihe der Mordwerkzeuge ab. Spieße, so lang wie Bohnenstangen, Äxte in

allen Größen – von überraschender Kunstfertigkeit. Meine Blicke wanderten weiter und fanden den Eingang zur Burgschmiede. Aus dieser Richtung kam normalerweise die Schar der Burgbesucher. Sie warfen einen Blick in die Rüstkammer, um dann an der Schmiede vorbei in den Hohenstaufengang einzubiegen. Ich erreichte die Schmiede, ohne über einen der Steinhaufen zu stolpern, die zur Verteidigung der Burg aufgehäuft waren. Schon sah ich vor mir den großen Blasebalg, der zum Entfachen der Glut unentbehrlich war. Neben der Esse lagen unfertige Teile von Ritterrüstungen, verlassen und verstreut wie abgeschlagene Gliedmaßen großer Insekten. Schwere Hülsen ohne Inhalt, hart und kalt – rasch drängte es mich weiter. Zwischen Besucherzugang zur Linken und Schmiede bewegte ich mich dem Rittersaal entgegen. Vorher musste ich noch an dem Christusbrunnen vorbei. Er lag in einer Nische, zwischen Rittersaal und Schmiede; Kreuzbrunnen hieß er, weil an der Mauer über ihm von alters her, ein hölzernes

Kruzifix hing – morsch und wenig beachtet. Die meisten Besucher waren zu sehr damit in Anspruch genommen, sich den Brunnen voller Wein vorzustellen, der im Mittelalter seinem Hahn entströmte. Zum Ärger des Museumspersonals füllte er sich heute mit Abfall der sorglosen Gäste. Ich ging weiter und kam in den Rittersaal, in dem ein langer Eichentisch mit ebenso langen Bänken stand. Bedeckt mit Wildschweinfellen, zeugten sie von mittelalterlicher Behaglichkeit – bestaunt von den Pappaugen eines Elchkopfes, der verstaubt an der Wand hing. Einige Schritte und ich war im Hohenstaufergang. Meine Augen schweiften über die vielen Schilde an seinen Wänden. Keines stand dem anderen an Anmut der Farben und Hintergründigkeit der Symbolik nach. Das Wappen von Bischof Eberhard II. von Waldburg war das bekannteste. 1268 eröffnete er unter unglücklichen Umständen die Reihe der geistlichen Burgherren. Als der letzte Stauferkaiser, Konrad IV., 1254 starb, vertraute er seinen zweijährigen

Sohn Konradin seinem Freund und späteren Bischof Eberhard an. Jahre später war die Burg letzte Station Konradins auf dem Weg zur Schlacht mit Karl von Anjou. Er verlor und landete als Todgeweihter im Kerker des Kastell dell' Ovo. Mit seiner Hinrichtung endete die Reihe der weltlichen Herrscher. Als ich die Folge der Wappen weiter durchging und bei Nikolaus I., Freiherr von Kenzingen verweilen wollte, schlug heftiger Wind das Gangfenster auf. Regen platschte mit Getöse hindurch, gefolgt vom Geräusch eines krachenden Blitzes – dann ging die Lampe aus. Verblüfft stellte ich fest, dass der Gang dennoch erhellt blieb. In der gotischen Kapelle am Ende des Korridors brannten Kerzen. Deren Licht strahlte warm und behaglich in den Flur hinein. Der sakrale Raum war meine letzte Station auf dem Weg ins Archiv.

Kreuz

Die Kapelle erreichend, stieß ich zu meiner Überraschung auf Franz. Regungslos saß er vor dem gotischen Steinaltar auf einem Schemel. Eine Woldecke umschlang seine Schultern, – er war in tiefer Meditation versunken. Es lud mich ein, nun meinerseits etwas zu verweilen. So setzte ich mich auf eine kleine Holzbank gegenüber der Kapelle und genoss den Blick in den alten Sakralraum. Es dauerte, bis Franz sich erhob und meine Anwesenheit merkte. „Ich war überrascht, Sie hier anzutreffen“, sagte ich. Mit einem Ausdruck tiefsten Friedens antwortete er: „Ich bin in den Tempel eingetreten, Josef.“ „Aber Sie sind doch schon in der Kapelle gewesen?“, antwortete ich begriffsstutzig. Ein kurzes Lächeln huschte über seine Lippen, dann sagte er: „Ich meinte die innere Kapelle.“ Ich verstand! – fragte aber dennoch: „Was geschieht in dieser Übung?“ Meine Frage war eine Aufforderung zum Gespräch. Schon öfter ergaben sich mit Franz unvermittelt Gespräche. Dabei durfte ich erfahren, wie bei ihm Herz und Geist von einem wahren

Verstehen der Zusammenhänge unseres Lebens zeugten. Nachdem er meine Frage einige Zeit im Raum stehen ließ, antwortete er ruhig: „Meditation befreit von hinderlichen Affekten und falschen Wünschen. Sie öffnet die Seele für die Beziehung zu Gott.“ „Und wie genau?“, konnte ich mich nicht unterdrücken, weiterzufragen. „Indem die innere Aufmerksamkeit auf die feineren Bewusstseins Ebenen der Seele gelenkt und jedes Denken dabei vermieden wird. So wird der innerste Raum der Stille berührt, ein Bewusstseinszustand, in dem die zarte Verbindung der Seele, mit Gott, erfahrbar wird.“ Von der kurzen und klaren Antwort beeindruckt, sagte ich: „Gott wird wahrhaft als ein ruhender Gott gelehrt ...“ „... ruhend, aber darin nicht untätig, Josef! Seine Ruhe ist höchste Aktion – so auch der Mensch, der in Meditation verharrt, die segensreichste Tätigkeit vollzieht.“ „Das Kleinste ist das Größte und das Ruhendste das Aktivste – nur so kann es sein“, sprach ich still in mich hinein. „Selig, der siebte Tag, Josef, da Gott ruht und mit sei-

ner Kontemplation alles durchdringt und am Leben erhält – glücklich, wenn er daran teilhaben lässt.“ Als Franz das sagte, fiel mir das Wort aus dem Johannesevangelium ein: Die wahren Beter werden Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Wahr ist ein Gebet, wenn der Mensch sich von allem Falschen befreit – wie aber sollte das ohne intensive Bemühung um ein geistliches Leben geschehen? So wie ich Franz erlebte, wusste ich, dass er konsequent an sich arbeitete – das geistliche Streben sein Lebensinhalt war. Die meisten Menschen jedoch liefen Gefahr, das höchste Gut zu verlieren. Unvermittelt fragte ich Franz: „Was hält den Menschen davon ab, dieser Wirklichkeit nachzugehen?“ „Wer nicht über seine sinnlichen Leidenschaften siegt und zudem Gebet und geistliche Übungen vernachlässigt, verfällt in einen hoffnungslosen Zustand seelischer Blindheit – ihr Wesen ist Stagnation, die schließlich zu geistigem Niedergang führt.“ Die Antwort erschien mir so richtig, dass ich traurig wurde und mir instinktiv die Frage stellte: Wer

kann ihn dann noch erreichen – den Frieden der Seele? Noch während mir dieser Gedanke durch den Kopf huschte, fiel mein Blick auf die Christusikone, links vom Altar. Jesus war darauf als Allherrscher dargestellt. Der stille, in sich gekehrte Ausdruck seines Gesichtes nahm sofort alle Sorge von mir. Franz entging meine innere Kommunikation mit der Ikone nicht. Er neigte seinen Kopf in Richtung der Christusdarstellung und sagte: „Jesus macht den seit Ewigkeiten in der Finsternis verborgenen Sinn unseres Daseins aufscheinend. Sein Wort öffnet das geistige Auge unserer Seele. In allem, was er war und tat, ist er für uns das allgegenwärtige Bild des verborgenen Ursprungeseines. Er ist die Wahrheit, die in sein ewiges Wesen führt – und uns mit hineinnimmt. Er ist das Wort im innersten Raum der Stille unseres Herzens. Vor allem aber zeigt er uns, dass Gott nicht unpersönlich ist, sondern ein konkretes Gegenüber, das uns anspricht.“ Erfreut, wie sensibel Franz auf meine Gefühle einging, sagte ich: „Die Evangelien sind dem Su-

chenden ein wahrhaft verlässliches Licht.“ „Wer in die göttlichen Schriften hinein hört, hat einen sicheren Maßstab für sein Urteil, Josef, denn er erhält als sicheren Beweis die Stimme Gottes. Durch stetige Betrachtung der überlieferten Worte vernimmt der Suchende jenen lautlosen Klang, der ihm die Gegenwart Gottes offenbart. Dieser Geistton ist allein für den Suchenden bestimmt – und umfasst doch alles. Für dieses Hören in die heilige Stille gibt es eine wichtige Voraussetzung.“ „Welche?“ „Unserer Vergöttlichung muss Menschwerdung vorausgehen.“ „Sind wir denn nicht schon Menschen?“, fragte ich verdutzt. „Viele glauben, es zu sein und meinen, dass allein die Intelligenz Maßstab für ein menschliches Menschsein ist. Doch nicht jedes Denken und das daraus folgende Handeln führen zur Vermenschlichung des Menschen. Manches macht ihn zum Unmenschen. Das den Menschen Verunmenschlichende gehört zwar nicht substantiell zu ihm – doch verdunkelt es den Blick auf seine wahre Bestimmung, zerstört

die Integrität seiner Seele und verfälscht seine religiöse Suche. In der Ordnung Gottes vollzieht sich aber immer ein Schritt nach dem anderen. Bevor wir erwarten können, vergöttlicht zu werden, sollten wir danach streben, wirkliche Menschen zu werden.“ „Das fertige Werk schaute den Meister seines Ursprungs und sang tanzend ein Lied – tief in seinem Innern ist der Durchgang zum Thronsaal des Königs geöffnet und es beginnt ...“, zitierte ich den Anfang eines mittelalterlichen Reimes. Franz lächelte und ergänzte: „... die mystische Hochzeit des Menschen?“ Dann sagte er, „ja, wirklich, die Seele des Menschen ist die Tür, die Gott am nächsten ist.“ Die letzten Worte des Gärtners waren getragen von stiller Begeisterung, der ich nichts zu entgegen hatte. Wir schwiegen und gaben dem stillen Nachklingen der vorausgehenden Gedanken Raum. Irgendwann neigte ich mich von meiner Holzbank nach vorn und sagte: „Etwas in dieser Kapelle ist anders als sonst.“ „Was?“, fragte Franz. „Das romanische Bild, rechts vom Altar!

Ich sehe es heute zum ersten Mal“, antwortete ich.

*

Durch das Licht der Altarkerzen war die Bildtafel gut zu erkennen. Sie hatte etwa die doppelte Größe eines Schulmalblocks – die Farben und Linien darauf waren deutlich erkennbar. Die Symbolik des Bildes war so abgründig, wie die mystischen Glaubenserfahrungen jener Zeit: Beherrschendes Element der Darstellung war ein Baum, der aus einer bläulichen Kugel emporwuchs. Äste, Laubwerk und Blüten füllten die übrige Fläche. Die Blüten waren vierblättrig und gleichmäßig über dem Astwerk verteilt. Das kam mir nun sehr bekannt vor – glichen sie doch dem ornamentalen Schema des Sekretärs. Unrealistisch aber harmonisch wirkte die klar erkennbare Kreuzform des Stammes. Auf diesen Kreuzesbaum waren die Umrisse Jesu gemalt – mit ausgebreiteten Armen, wie bei den üblichen Kreuzigungsdarstellungen jener Zeit. Seine Augen waren trotz der tödlichen Wunden sanft ge-

öffnet; sein Blut, das sturzbachartig seiner Seitenwunde entwich, bildete die Lebensadern des Baumes. Franz schien von meiner Feststellung verwundert und sagte: „Das Bild hängt hier schon seit Jahren.“ „Seltsam, dass es mir nie auffiel“, grübelte ich laut. „Unter der Menge an Eindrücken blenden wir Tag für Tag vieles aus. Irgendwann schenken wir ihm dann plötzlich Aufmerksamkeit“, tröstete er mich. In seiner Stimme klang etwas Zweideutiges mit. Ich fragte ihn: „Vor einigen Wochen hatten Sie in der Werkstatt von einem Baum und seiner Mitte gesprochen. Hat Sie dieses Bild dazu angeregt?“ „Dieser Baum ist größer und gewaltiger als alles, was wir uns vorstellen können. Er ruht im Gedanken eines ganz Anderen. Wurzeln, Baumkronen und Stamm sind eins. Er bewahrt alles – er erhebt und erhellt es, unmittelbar aus der Quelle des Lebens. Sein Stamm ist Zeit und Ewigkeit gleichermaßen. Seine Blüten strahlen in reinem, unverfälschtem Glanz. Er hat keinen Schatten, weil er selber Licht ist. Darin verbindet er Him-

mel und Erde.“ „Ein Bild von hoher Symbolkraft... Beeindruckend wie der Künstler das Kreuz Christi als kosmischen Lebensbaum interpretiert.“ „Ja!“, sagte Franz bestätigend und fügte hinzu: „Das Leben ist ein Wunder. Ich staune oft darüber, wie zart und zerbrechlich alles ist und doch wird ein kleiner Grashalm vom großen Sturm nicht bezwungen.“ „Alles ist durch ein für uns kaum fassbares Mysterium erschienen, getragen von Kräften, die wir nicht durchschauen“, entgegnete ich. Noch nie hatte ich Franz so wach und aufmerksam gesehen wie nach diesen Worten. Ohne es mir bewusst zu sein, hatte ich etwas angesprochen, das ihn stark berührte. Konzentriert sagte er: „Ja, ein Mysterium des Erscheinens und ein Mysterium des Entschwindens. Vor Jahren hatte sich für mich dieses Geheimnis in einem Traumbild verdichtet, das ich nie mehr vergessen kann.“ In der Hoffnung, dass er sein Erlebnis mit mir teilen würde, schaute ich noch eindringlicher zu ihm hinüber. Er schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Ich

hielt mich in einem abgelegenen und verlassenen Kloster in Österreich auf – durch Freunde bekam ich die Schlüssel für die alte romanische Anlage. In Stille und Zurückgezogenheit wollte ich Tage innerer Einkehr verbringen. In einer der traumhaften Sommernächte zog es mich in den Kreuzgang. Von dort betrat ich den verwilderten Garten, der vom Licht des vollen Mondes erhellt war. Es überzog alles mit edelsteinartigem Glanz. Aufgesteckt auf einem Rohr leuchtete eine große Glaskugel aus dem glitzernden Geschmeide der Rosensträucher hervor. Wie ein kostbares Kronjuwel nahm ich sie vorsichtig aus ihrer Halterung und schlenderte damit zur Gartenbank. Dann setzte ich mich, barg die Kugel verzückt in meinen Händen und betrachtete sie: Das Sternenzelt spiegelte sich auf ihr! – der Garten, die Mauern des Kreuzgangs und der uralte Brunnen. Ein Käuzchen flog vorüber und spiegelte sich ebenso auf dem Globus wie der Ginsterstrauch neben mir. Mitten darin – die vagen Umrisse meines Gesichtes. Stille! – unbe-

schreibliche Stille, breitete sich aus! Ich ließ mich in sie hineinfallen, bis mir jedes Gefühl für Raum und Zeit verloren ging. Dunkelheit lag plötzlich über der Kugel – eine Decke von Schwarz umhüllte sie. Nichts war mehr da außer Stille und Finsternis! Unbestimmbar schwebte die Kugel jetzt vor mir, im unbestimmbaren Raum – nur ein wenig hob sich ihre Schwärze von der Schwärze der Nacht ab. Dann kamen die Geräusche! – wie aus einer großen Entfernung näherten sie sich. Und steigerten sich sanft zu einem Strom klar unterscheidbarer Laute: Kinderlachen! Bellen eines Hundes! Heftiger Streit zwischen Männern und das Hupen eines Autos konnte ich unterscheiden – gleichzeitig: Weinen! Klagen! Wehen des Windes, Donnern, Rauschen von fallendem Regen, Gesang vergnügter Menschen, Schreie eines neugeborenen Kindes, der laute Schuss eines Gewehres, das Wiehern eines Pferdes, startendes Flugzeug, Dröhnen von Meereswellen, kräftiger Ruf eines Wales, eine zuschlagende Tür, zwitschernde Vögel, das

Geräusch eines anfahrenden Zuges und unendlich mehr – ein nicht endender gewaltiger Strom von Klängen. Alles hörte ich gleichzeitig und doch klar unterscheidbar. Das widersinnige Durcheinander der Laute wurde von einem Grundton geeint, der mich völlig ergriff. Keine je von mir gehörte Symphonie konnte sich damit messen – er schien nicht von dieser Welt zu sein... Inmitten tiefster Verzückung, verstummte der Klang mit der Plötzlichkeit eines Augenblicks – und hinterließ dröhnende Stille. Kalt und hart fiel ich in die Realität der Nacht zurück. Erschüttert über das Enden der Melodie begann ich zu Weinen. Ich wusste, dass ich in diesem geheimnisvollen Lied den Grundklang des Lebens hören durfte – jeglichen Lebens. Wie unsagbar klein, zerbrechlich, zart, einsam und begrenzt, hallten die Klänge unseres Daseins in die Unendlichkeit des Weltraums – und werden einstmals abrupt und unwiderruflich verlöschen. Das war die Botschaft! Unbeschreiblicher Schmerz überkam mich bei der Vorstellung, dass unsere Welt für

immer ins Schweigen des Alls zurückfallen würde. Ich konnte mich nicht beruhigen – hatte das Gefühl vor Trauer zu zerspringen und schrie zu Gott, ob es denn gar keine Hoffnung für uns gebe. So unmittelbar war mir das Erlebte, dass ich glaubte, unsere Welt würde jeden Augenblick verlöschen. Erschöpft vor Trauer nahm ich die Totenstille, die nach Abbruch der Melodie eintrat, immer noch als furchteinflößende Kraft wahr. Es war die Macht des Endgültigen, die mich erschreckte – und die Ewigkeit dessen offenbarte, der vor allem war, der ist und bleiben wird. Ich erzitterte – wollte wieder zu weinen anfangen! – da kam sanfter Windhauch auf. Erfrischend wehte er durch den Garten, berührte alles mit seinem milden Hauch und brachte es in rhythmische Bewegung. Die Sterne schienen heller und freundlicher vom nachtschwarzen Himmel herab als je zuvor. Die Stille, die ich eben noch als so bedrohlich wahrnahm, empfand ich augenblicklich als tröstlich gewandelte, allumfassende Liebe! – als Nähe eines uner-

messlichen Herzens, das alles zärtlich in sich vereinend, keinen Raum für irgendeinen Schmerz zurückließ.“ Franz war am Ende – er stand auf und verließ die Kapelle. Als er an mir vorüberging, fiel mir das Leuchten in seinen Augen auf, begleitet von einem Ausdruck unendlicher Freude.

Reflexion

Die Geschichte aus dem Klostergarten wirkte in mir nach und erinnerte mich an jenes Flusserebnis, das ich unlängst Herrn Trift erzählte. Ich begriff nun, dass es in unserer vordergründigen Welt, in uns selbst, Fenster gab, die unseren geistigen Blick zu größeren Zusammenhängen unseres Daseins freigaben. Man musste kein Auserwählter sein, keine besonderen Einweihungen vollziehen, es genügte, mit offenem und wachem Herzen zu schauen, zu fühlen, zu sehen und zu verstehen! Dann, in einem Augenblick, kann es geschehen, dass sich der Vorhang etwas öffnet und uns einen Blick in das Dahinter schenkt. Unsere Wege sind so verschieden, wie wir Menschen verschieden sind. Doch ein Band, das stärker als unsere Zweifel und Ängste ist, hält uns einend zusammen. Damals am Fluss war die Schau der Einheit, die ich geschenkt bekam, Frucht meines Staunens, meiner anhaltenden Achtung vor der Schöpfung in ihrer ungebrochenen Natürlichkeit – getragen von Bewunderung für die Macht, die sie hervorbrachte.

Menschen wie Kardinal Nikolaus und Bischof Heinrich bekamen im weisheitlichen Blick auf das Maß der Erde, eine Schöpfkelle voll lebendigen Wassers aus der Quelle des ewigen Urhebers – des Ordners des Kosmos. Viele nach ihnen vertieften sich geistvoll in die Gesetze ihrer Wissenschaft und erkannten den Herrn, der das Wissen schuf und liebten ihn – allesamt wurden sie Diener des Lebens. Die Dichterin spürte dem Geheimnis ihres Herzens nach. Aus vielen Reflexionen schmerzvoller Selbstbetrachtung wuchs ihr die Freude der Gewissheit, nicht ohne Gnade zu sein. Die schwache Hülle des menschlichen Daseins welkt nicht in einen dunklen Weltenraum hinein, wo es weder einen Tag noch eine Nacht, noch ein Wiedersehen gibt – sondern taucht in Verwandlung ein, Verwandlung auf Liebe hin. Franz ist mit reinem Herzen den Spuren Gottes vielleicht am unmittelbarsten gefolgt. Er fand, ohne zu suchen, da er selbst gefunden wurde! Davon war ich nach unserem Gespräch fester denn je überzeugt.

KOMMENTAR

Der Text bewegt sich in zwei Ebenen. Die erste besteht aus drei längeren Dialogen, in den Kapiteln: *Kreis*, *Blume* und *Kreuz*. In ihnen werden der Reihe nach: Eine philosophische Gottesdefinition, die ersten und letzten Fragen des Menschen und Aspekte der christlichen Offenbarung meditiert. Die zweite Ebene fügt die Dialoge in eine Rahmenhandlung ein. Es sind die Kapitel: *Ankunft*, *Begegnung*, *Durchgehung* und *Reflexionen*. In ihnen finden sich primär die Beschreibungen der Burg, verschiedene Naturimpressionen und Ähnliches. Auch die Restaurierung des Sekretärs gehört dazu.

Ankunft **23-40**

Der erste Satz bezeichnet ein Thema, das sich durch die Erzählung ziehen wird: „Technik allein ist wesenlos.“ Diese Aussage richtet sich nicht gegen die technischen Fertigkeiten des Menschen und seine schöpferisch-gestalterischen Möglichkeiten, sein Leben und seine Lebensum-

stände in dieser gegebenen Welt zu verbessern. Er ist die Feststellung, dass eine ausschließliche Fixierung auf die materiellen Machbarkeiten des Menschen und seine Heilsflucht in eine wissenschaftlich ermöglichte Technikbesessenheit, fundamentalere menschliche Wirklichkeiten aus dem Blick verliert. Der Charakter einer Lebenskultur wird dann nur noch von der Jagd nach wesenlosen Dingen bestimmt, mit der Tendenz, die unmittelbare Schönheit der Seele des Menschen zu vergessen und ihre tieferliegenden Eigenschaften verkümmern zu lassen. Von Menschen erzeugte Maschinen, erschaffen inzwischen Maschinen, die nützliche und reizvolle Dinge können, doch sie haben kein Wesen – sind wesenlos. Die zunehmend künstliche, wesenlose Welt – nach der Nützlichkeitsvorstellung von Menschen entworfen – kreierte sich einen neuen wesenlosen Menschen nach seinem Bild, gestaltet die Gestalter um und entwirft uns allen die immer gleiche Maske konsumverzückter Geistlosigkeit. In Fortsetzung der Machbarkeit

unserer oberflächlichen Anliegen durch scheinbar grenzenlose technische Möglichkeiten, drohen wir das für uns tatsächlich Wesentliche aus dem Blick zu verlieren.

Folgen wesenloser Machbarkeit des Menschen begleiten ihn durch alle Zeit – in wandelnder Gestalt ideologischer Systeme, ökonomischen Verheißungen, psychologischer Gewalt und vieles mehr. Sie korrumpieren religiöse Institutionen in gleicher Weise, wie philanthropische Organisationen oder staatliche Systeme, und sind Ausdruck des immer gleichen geistigen Substanzverlustes des Menschen, hinter tausenden von unterschiedlichen Masken der Ruhmsucht, Machtversessenheit und Geldgier.

„Siehst du nicht die Masken, welche die Leute auf der Bühne tragen? Wie schön! Wie herrlich! Wie äußerst genau nach den Gesetzen der Schönheit gestaltet! Kannst du mir in Wirklichkeit ein so schönes Gesicht zeigen? Niemals!

Wie nun? Könntest du dich in eine solche Maske verlieben? Nein! Warum nicht? Weil sie hohl ist, weil sie die Schönheit bloß imitiert und nicht die Schönheit selbst ist. So ist auch der irdische Ruhm hohl und eine bloße Imitation des Ruhmes, nicht der wahre Ruhm selbst. Jener allein, der in unserm Innern wohnt und naturgemäß ist, hat Bestand, der bloß außen aufgetragene aber verhüllt oftmals nur die Hässlichkeit, verhüllt sie vor den Menschen und bis zum Abend. Ist das Schauspiel zu Ende und werden die Masken gelüftet, dann zeigt sich Jeder, wie er ist. Lasst uns also nicht der Wahrheit auf der Bühne und in der Maske nachgehen! Denn sage mir, was ist es denn Schönes, wenn die Menge rings auf dich schaut? Leerer Wahn ist es, weiter nichts! Kommst du nach Hause und bist du mit dir allein, dann zerfließt der ganze Nimbus. Du hast dich auf dem Markt gezeigt? Du hast die Blicke der Anwesenden auf dich gezogen? Nun, was weiter? Nichts. Der Glanz ist erloschen und dahin wie zerflatternder Rauch. Solch wesenlosen

Dingen jagen wir nach“, schreibt Johannes Chrysostomus (354 - 407) in einer Ansprache über den *Brief an Titus* (2, IV). In diesen Aussagen erweist sich Chrysostomus als jenen Meistern zugehörig, die die Täuschungen der eigenen und der kollektiven Masken durchschaut (der erste fundamentale Schritt zur Selbsterkenntnis) und damit fähig ist, sich ganz dem Wesenhaften zuzuwenden und diese Erfahrung anderen zu lehren. Dieser Art ist der Lehrer, der Josef in seiner frühen Phase ausbildete. Er vermittelte ihm die grundlegenden kunsthandwerklichen Dinge und entlässt ihn unter Einschärfung jener Regeln, die ihn allein zur Vollendung seines Wesens führen können: Geist und Sinne zu schärfen und diese beiden Pole des Daseins harmonisch in Einklang zu bringen; die „Hingabe des ganzen Herzens“ zu schulen.

Vollendung ist „Abschluss des Seins nach seiner Bestimmung“, sagt Aristoteles (384 - 322 v.C.) in seinem Buch von der *Metaphysik* (V.2). Umge-

kehrt ausgedrückt bedeutet nicht zur Bestimmung kommen, nicht zur Vollendung gelangen. Der religiöse Sprachgebrauch drückt das mit den Worten aus: Der Mensch soll werden, was er vom Urgrund des Alls, dem Daseinsauslöser (Gott), zu sein bestimmt ist.

Nach der Weisheit aller Religionen und ihren jahrtausendalten Erfahrungen mit der seelischen Wirklichkeit des Menschen, hängt seine Vollendung mit der Würde zusammen, nach Gottes Bild und Ähnlichkeit erschaffen worden zu sein. Sie weist den Weg der Bestimmung des Menschen (zur Vollendung) in eine weiterführende göttliche Wirklichkeitserfahrung hinein. Aufgabe des Menschen ist es aus dieser Perspektive, in Freiheit auf diese Vollendung zuzugehen. Durch seine bewussten Handlungen richtet sich der Mensch nach dem durch sein Gewissen bezeugten Guten aus. Der Mensch leistet einen eigenen Beitrag zu seinem inneren Wachstum; er macht sein ganzes Sinnes- und

Geistesleben zum Mittel dieses Wachstums.

Alles aus „der Hingabe des ganzen Herzens“ zu tun, ist entscheidende Voraussetzung, um zur Vollendung zu gelangen. Das „ganze Herz“ drängt nach ganzen Antworten, nach ganzheitlichem Schauen, nach dem Erkennen, was wirklich in unserem Leben ist. Nicht zuletzt besteht sie in einer reifen und stetig wachsenden Liebesfähigkeit. Für den Halbherzigen sind das alles unerreichbare Ziele. Josef ist Ende 20 Jahre alt, als er sich – mit den Weisungen seines Lehrers im Herzen – auf Wanderschaft begibt. Schließlich gelangt er auf eine Burg, die im Laufe des Kapitels als Schauplatz der Erzählung vorgestellt wird.

Eine Faszination geht von dem Bauwerk aus, der er sich ganz hingeben kann. Das befähigt ihn, tiefer zu schauen – aus der Geschichte und ihren Artefakten zeitlose Wahrheiten (auch in Bezug auf das eigene Leben) zu erkennen.

Gipfelpunkt und Themenvorgabe für die Dialoge sind die von Josef freigelegten Deckenbilder, mit ihrer markanten Symbolik von Kreis, Blume und Kreuz. Die Bilder sind Archetypen, deren Symbolik die Brücke ist, um zu den jeweils dahinter gelagerten zentralen Wahrheiten vorzustoßen. Letztlich aber erweisen sich diese Wahrheiten im Verlauf ihrer Entschlüsselung, in ihrem tiefsten Grund, als eine universelle Wahrheit: Alles geht von einem geheimnisvollen Urgrund (Gott) aus und wird von ihm erhalten und existentiell getragen – alles menschliche Leben gipfelt in der erkennenden Beziehung mit diesem Urgrund. Aus drei unterschiedlichen Perspektiven wird auf diese Wahrheit hingewiesen:

- Kreis:** die verstandesmäßige Fähigkeit des Menschen, Gottes Existenz zu erkennen.
- Blume:** die geistige Fähigkeit des Menschen, Selbsterkenntnis zu erlangen.
- Kreuz:** die Fähigkeit des Menschen zum überbewussten Empfang göttlicher

Offenbarung.

Herr Trift wird eingeführt und die Rahmenhandlung der gemeinsamen Restaurierung vorbereitet. Ihn kann sich der Leser etwa Mitte 60 Jahre alt vorstellen – er ist der Archetyp des weisen und welterfahrenen alten Meisters. Die Beziehung zwischen Josef und Herrn Trift ist höflich, respektvoll. Ein Lehrer-Schüler-Verhältnis ist nicht beabsichtigt. Beide Hauptpersonen der Erzählung wahren ihre Unabhängigkeit und begegnen sich in der Regel auf gleicher Augenhöhe. Josef achtet den Erfahrungsvorsprung des Alten und profitiert davon. Herr Trift erkennt die aufgeweckte Eigenständigkeit im Denken des Josef und fördert sie.

Die Schweigsamkeit, als prägendes Moment in der Schaffensweisheit des Herrn Trift, wird herausgehoben. Sie nähert sich einer philosophischen Grundansicht, nach der das wahre Wesen

eines Dinges im Schweigen erkannt und hervorgerufen wird. In diesem Sinne lehrte der spätrömische Philosoph Plotin (ca. 205–270): „Wenn jemand die Natur fragte, weswegen sie etwas hervorbringt, so könnte sie, falls sie dem Fragenden Gehör geben und Rede stehen wollte, sagen: Du hättest nicht fragen, sondern ebenso schweigend verstehen sollen, wie auch ich schweige und nicht gewohnt bin zu reden. Was denn verstehen? Dass das Gewordene ein Gegenstand meines in Schweigen versunkenen Schauens ist. Und dass mir, die ich (ebenfalls) aus einem so gearteten Schauen entstanden bin, ein schaulustiges Wesen zuteil ist. Und das schauende Vermögen in mir eine Anschauung schafft, wie die Geometer schauend ihre Figuren zeichnen; aber ich zeichne nicht, sondern schaue, und so treten die Umrisse der Körper gleichsam von selbst ins Dasein heraus“, (*Enneaden*, 8).

An einem besinnlichen Winterabend im Burg-

garten findet Josef zur Frage über die Wahrheit der drei Deckenbilder zurück. Zu seiner Überraschung sieht er bei der Rückkehr in die Werkstatt Herrn Trift an einer Rosette arbeiten, die das gleiche Bildprogramm wie besagte Darstellungen aufweist. Ein zunächst rätselhafter Zusammenhang zwischen der subtilen Symbolsprache des Sekretärs und der Wahrheit der Deckenzeichnungen ist hergestellt. Im weiteren Verlauf der Erzählung wird die Wechselbeziehung zwischen diesen beiden Realitäten zur Verdeutlichung der durch ihre Symbole bezeichneten Wahrheit beitragen.

Nach der Zunahme des Vertrauens offenbart Herr Trift Josef erstmals einen Einblick in sein weisheitliches Wissen des Ursprungs. Drei zentrale Aussagen konfrontieren Josef überraschend mit dem geistigen Wirklichkeitsverständnis einer untergegangenen Epoche. Es hebt sich fundamental von unserem heutigen Verständnis der Welt ab. Die Aussage von Herrn Trift

über die Blume des Feldes (vgl. Lk 12,27), dem aufgeschnittenen Apfel und der Stille, zielen auf die Erkenntnis einer unendlichen Kraft, die sich hinter den Erscheinungsformen der (oberflächlich betrachteten) Außenwelt verbirgt. Nur durch ehrfurchtsvolle Einübung/Realisierung der geistigen Wirklichkeit in sich selbst, ist der Mensch in der Lage, zu einem umfassenden (und beglückten) Schauen der lichten Wirklichkeit hinter den Dingen zu gelangen. Unsere übermäßige Fixierung (Konditionierung) auf materialistische Tätigkeiten, Wünsche und Ziele haben zu einer globalen Verkümmernng unserer Ehrfurcht vor der geistigen Wirklichkeit unserer Existenz geführt. Diese Oberflächlichkeit verhindert, dass wir zu einem persönlichen Erfahren des großen Lebens gelangen, das hinter allen Begriffen und Formen liegt, verhindert den ganzheitlichen Blick auf die Welt. Am Ende steht ein ehrfurchtsloser Umgang mit der Natur, der ihr letztes Geheimnis so sehr verachtet, dass nur noch Zerstörung, Ausbeutung und ein geschäftsmä-

Big verzwecktes Verhältnis zu ihr übrig geblieben sind. Gnadenlos zerstören wir die Erde, obwohl uns ihre letzte Quelle ein Mysterium ist und wir elementar psychisch und physisch von ihr abhängig sind. Kunsttheoretische Erörterungen über das Ornament des Sekretärs vertiefen zwei schon in der Erzählung vorgestellte Grundgedanken:

1) Alles verdankt seiner Entstehung einem Ursprung – dieser Ursprung ist (konkret oder geistig begriffen) die Mitte (oder Zentrum) des Entstandenen.

2) Das entstandene Große transformiert, enthält oder entfaltet die Gesetzmäßigkeit des Kleinen in (oder an) sich – das Kleine enthält potentiell die Form des möglichen Großen in sich.

Herr Trift spezifiziert dieses Gesetz am Ende des Kapitels mit einem Grundsatz, der auf die antike Geometrie zurückgeht und von Hippolyt von Rom (ca. 170 - 235) überliefert wurde: „Es gab Mathematiker, denen Pythagoras die Grundleh-

ren gegeben hat. Diese haben aus den Zahlen, die stets ins Unendliche durch Vervielfältigung weitergehen können, und aus den Figuren Grundlagen erhalten, die nur durch die Vernunft erkennbar sind. Der Ausgang der Geometrie ist nämlich, wie man sehen kann, der unteilbare Punkt; von diesem Punkt ausgehend wird das Werden der unbegrenzten Figuren gefunden. Der Punkt, der Länge nach bewegt, wird durch die Bewegung eine Linie; sie hat als Grenze den Punkt; die Linie, der Breite nach bewegt, erzeugt die Fläche. Die Grenzen der Flächen sind Linien. Die Fläche, der Tiefe nach bewegt, wird ein Körper. Er wird fest, und so beruht auf dem unendlich kleinen Punkt das Wesen des großen Körpers ..." (*Refutatio*, IV.51). Der alte Meister zeigt Josef einen Ring als Formel, für das von ihm erwähnte gestalterische Grundgesetz. Diese Geste leitet die Gespräche des ersten Hauptdialogs ein. Er ist dem Thema des ersten Deckenbildes gewidmet, dessen Geheimnis im Laufe der Gespräche gelüftet wird.

Kreis

43-73

Von den drei Hauptkapiteln ist der erste Dialog über den Kreis, der umfangreichste. In ihm werden bedeutsame Prinzipien eines religiösen Weltverständnisses meditiert. Dabei geht es um Grundlagen, die von ihren philosophischen Strukturen her größtenteils religions- und konfessionsübergreifend sind. Sie sind der natürlichen Gotteserkenntnis oder der natürlichen Mystik beizuordnen. Natürlich, meint, dass der Mensch aufgrund einer seiner Seele innewohnenden (vom Seins-Auslöser durch den Schöpfungsakt natürlich mitgegebenen, aber meist durch Selbstentfremdung verdeckten) Erkenntnis, latentes Wissen über die Existenz Gottes besitzt. Das alttestamentliche Buch der Weisheit hat die natürliche Fähigkeit des Menschen, durch Betrachtung der vorgefunden, sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit auf die letzte Ursprungsursache (Gott) zu schließen, in die kurzen Worte gefasst: „Von der Größe und Schön-

heit der Geschöpfe lässt sich auf ihren Schöpfer schließen“ (Weish 13,5). Paulus greift diese religiöse Erkenntnis in seinem Brief an die Römer auf, wenn er sagt: „Seit Erschaffung der Welt wird seine (Gottes, des Seins-Auslösers) unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen“ (Röm 1,20). In der Vernunft (Erkenntnisfähigkeit des Menschen) liegt eine gegebene Beziehung zum Ursprungseinem. Wie wir im Folgenden ausführen werden, relativiert sich die menschliche Vernunft vor der unbeschränkten Vernunft des Vernunftgebers: Gott. Gleichzeitig ist es dem Menschen möglich über die natürlichen Grenzen seiner Vernunft, in ein transrationales (über-vernünftiges) Verstehen einzutreten, was gemeinhin als geistige Erkenntnis bezeichnet wird. Die geistige Erkenntnis ist Voraussetzung für die übernatürliche Gotteserkenntnis, die durch besondere göttliche Offenbarung geschieht.

Nachdem Herr Trift Josef den Ring vorlegt,

beginnt dieser den ersten Dialog. Er geht unmittelbar auf das Symbol ein, indem er es mit dem fließenden Wasser eines Flusses in Verbindung bringt. Josefs Naturverbundenheit berührt sich mit einer wachen Beobachtungsgabe, die es ihm ermöglicht, eine unsichtbare (geistige) Dimension an den Werken der Schöpfung wahrzunehmen und zu philosophischen Einsichten zu kommen. Der tiefere Sinn seiner Aussagen erinnert an Heraklits (ca. 550 - 475 v.C.) Worte: „Du steigst niemals in denselben Fluss“, abgekürzt: „Panta rhei – Alles fließt“. Zwar kehrt alles irgendwie an seinen Ausgangsort zurück und beschließt damit einen Kreis, doch alles ist in steter Wandlung der Vergänglichkeit unterworfen.

Daraus ergibt sich die Frage nach dem Bleibenden – nach dem Ruhenden in (oder hinter) der unendlichen Bewegung der geschaffenen Welt. Herr Trift greift den Gedanken Josefs auf und überträgt ihn auf die existentielle Situation des menschlichen Lebens. Bei genauer Betrachtung

konfrontiert sich unser Leben mit immer wiederkehrenden Aspekten, die einer Kreisbewegung ähneln. Der Mensch dreht sich im Kreis seines Schicksals. Doch es gibt einen Ausweg. Herr Trift nimmt in der Erklärung von der „Mitte eines jeden Kreises, der aus dem Fluss der Schicksalsmächte herausführt“ die zentrale Wahrheit der folgenden Dialoge vorweg: Zum Punkt kommen, heißt zur Selbst- und Gotteserkenntnis finden, die aus der Verhaftung der irdischen Schicksalsmächte (die immer etwas mit der eigenen Selbstverdunkelung zu tun haben) herausführt.

Damit greift er einen Grundgedanken der frühen mittelalterlichen Philosophie auf, die u. a. von Boethius (ca. 480–524) in seinem Buch von den *Tröstungen der Philosophie* (IV. Buch) so formuliert wurde: „Es gibt Dinge, die sich über das Schicksal hinaus erheben, diejenigen nämlich, die der höchsten Gottheit selbst nahe stehen und in ihrem festen Grund unberührt bleiben von der wechselnden Ordnung der Ge-

schicke. Es ist ähnlich wie mit mehreren konzentrischen, sich um denselben Punkt drehenden Kreisen: Der innerste Kreis nähert sich am meisten der Einheit des Mittelpunktes und bildet für die übrigen gleichsam wieder ein Zentrum, um das sie sich herum bewegen. Der äußerste Kreis mit seinem weiteren Umlauf umschließt umso größere Räume, je mehr er sich von der Einheit des Mittelpunktes entfernt. Dasjenige dagegen, was sich der Mitte nähert und anschließt, wird auch selbst enger zur Einheit zusammengefasst und hört auf, sich zu erweitern und auszudehnen. In ganz derselben Weise ist nun auch dasjenige, was sich dem höchsten Geiste mehr als ein anderes entfremdet hat, auch mehr als dieses der Macht des Schicksals unterworfen. Und umso weniger vermag das Geschick über ein Ding, je mehr sich dies jenem Kern- und Ausgangspunkt alles Bestehenden nähert. Denn was der einigen Festigkeit des göttlichen Geistes teilhaftig geworden ist, das trotz unwandelbar selbst der zwingenden Gewalt des Schicksals.

Wie sich alle Beweisführung zur Vernunft an sich, wie sich das Werdende zum Seienden, die Zeit zur Ewigkeit und der Kreis zu seinem Mittelpunkt verhält, so verhält sich auch die veränderliche, dem Zeitablauf unterworfenen Betätigung des Geschickes zu der unwandelbaren Einheit der Vorsehung.“

Mit der Frage Josefs, wie es möglich ist, die Mitte aller Bewegung zu erfassen, gibt er den Startschuss für alle nun folgenden (religionsphilosophischen) Betrachtungen über Kreis, Zentrum, Punkt und Einem. Ein kurzer Übergang folgt. Herr Trift bezieht sich wieder auf die alten Meister der Bauhütten. Nach dem prosaischen Vergleich: Der Kreismittelpunkt ist das Herz des Ringes, fordert er Josef zur konkreten Bestimmung des Kreismittelpunktes (am Ring) auf. Es ist nichts weiter als die Einladung, über eine scheinbar einfache geometrische Kreis- und Kreismittelpunktbestimmung subtiler in das Thema einzusteigen. Das kurze Hin und Her zwi-

schen Josef und Herr Trift, das darauf abzielt, den Leser auf die philosophische Abgründigkeit der Zentrumsphilosophie vorzubereiten, wird von Franz jäh unterbrochen.

Planvoll führt das folgende Gespräch den Leser weiter in die geistige Dimension des Kreises bzw. Zentrumspunktes ein. Der Baum ist Symbol für entfaltetes Leben und (unter anderem) Gleichnis für den Menschen: „Der Gerechte ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist“ (Ps 1,3), greift der Beter der alttestamentlichen Psalmen, diesen Vergleich auf. Franz benutzt das Symbol des Baumes zunächst vordergründig (aus der Gesprächssituation mit Josef sich ergebend) als Gegenbild zum (sich selbst entfremdeten) Menschen. Er präsentiert verschiedene tiefe und bildreiche Gedanken in seinen Ausführungen, die den mahnenden Zweck verfolgen: Der Mensch soll das geheimnisvolle schöpferische Band, das alle Lebewesen verbindet, zu erspüren suchen; er soll seinen (physi-

schen) Ursprung betrachten und daraus lernen; und vor allem soll er sich seiner Seelenkräfte mit seinem Bewusstseinszentrum gewahr werden und aus dieser erfahrenen Mitte heraus leben.

Josef durchschaut in den Aussagen von Franz den von ihm angedeuteten, gewichtigen Zusammenhang zwischen kleinstem und Größtem. Er will diese Beziehung aber erst mal in seiner einfachen Symbolik belassen und bringt sie mit einem bekannten Gleichnis Jesu (im Markusevangelium) in Verbindung: „Jesus sagte: Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen, mit welchem Gleichnis sollen wir es beschreiben? Es gleicht einem Senfkorn. Dieses ist das kleinste von allen Samenkörnern, die man in die Erde sät. Ist es aber gesät, dann geht es auf und wird größer als alle anderen Gewächse und treibt große Zweige, sodass in seinem Schatten die Vögel des Himmels nisten können“ (Mk 4,30-32), oder etwas abgewandelt im Evangelium nach Matthäus: „Das Senfkorn ist das kleinste

von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es größer als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, sodass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten“ (Mt 13,32).

Die Textstelle des Markusevangeliums trägt die geheimnisvolle Paradoxie in sich, dass das Kleinste das Größte ist. In Bezug auf die Markusstelle kann man sich diesem Paradoxon über folgenden Pfad nähern: Das Reich Gottes gehört unmittelbar der präsenten Wirklichkeit Gottes an. Damit ist es ewig, zeitlos und raumlos. Wie kann es also wachsen und sich ausdehnen, da dies doch an Materie, Zeit und Raum gebundene Parameter sind? Das Säen des Gottesreiches „in die Erde“ und seine Ausdehnung könnten als ein Bewusstmachungs- oder Offenbarungsprozess im Menschen (der sich, der sich gleichbleibenden Allgegenwart Gottes öffnet) angesehen werden. Das ist eine der spekulativen Möglichkeiten. Der Senfkornvergleich bei Mat-

thäus verlockt zu Assoziationen mit dem uralten Mythos des kosmischen Baumes. Der unendlich große Baum steht für das sich entfaltete Universum, das seinen Ursprung in einem kleinen „Samen“ hat. Interessant dazu sind die neuesten Erkenntnisse der Astrophysik, die die Entstehung und den letzten (mathematisch) zurückführbaren Ursprung unseres Kosmos auf einen tausendfach kleineren Punkt als das Atom, zurückführen. Er ist so klein, dass er für unsere Vorstellung „Nichts“ ist.

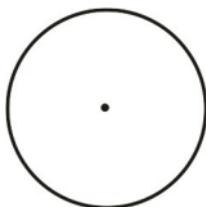
Mit dem überraschenden Satz: „Das Kleine ist das Große“, setzt Franz der Reflexion von Josef die für die weiteren Dialoge notwendige Krone auf. Die Aussage hat eine lange Tradition und bereicherte die mystischen Spekulationen von der Antike bis in die Neuzeit. Ein schönes Beispiel dafür findet sich in der barocken Dichtung, *Cherubinischer Wandersmann*, von Angelus Silesius (1624–1677): „In einem Senfkorn, so du es verstehen willst, ist aller oberen und unteren

Dinge Bild. Der Umkreis ist im Punkt, wie in einem Tropfen. In mich, das ganze Meer Gottes ganz und gar fließt ein. Gott ist mein Mittelpunkt, wenn ich ihn in mich schließe: Mein Umkreis dann, wenn ich aus Liebe in ihn zerfließe.“

Der Gedanke ist auch bei einem so nüchternen Philosophen, wie dem Dänen Søren Kierkegaard (1813–1855) zu finden, der schrieb: „Du weißt da sehr schön von dem Geheimnis zu reden, das den Klugen verborgen bleibt, dass nämlich das Kleinste das Größte sei“ (*Entweder-Oder*). Franz bringt somit einen für den Leser vorbereiteten Aspekt weiter ins Rollen. Noch bevor Franz die Werkstatt verlässt, leitet Herr Trift das Gespräch mit Josef wieder auf die Frage nach dem Zentrumspunkt des Ringes um. Nach dem Abgang von Franz kann das Thema jetzt auf eine umfassende Weise weiter behandelt werden.

Es beginnt ganz anschaulich mit der geometrischen Konstruktion eines Kreises mittels eines

Zirkels. Es entsteht eine der wohl ältesten geometrischen (und religiös gedeuteten) Figuren der Menschheit:



Wollten wir auch nur annähernd versuchen, die Religions- und kulturgeschichtlichen Dimensionen dieses Symbols zu entfalten, würde es den Rahmen dieser Hinführung zum Text sprengen. So konzentrieren wir uns auf die Deutung, die Josef im Text gibt und die sich in einfachen Zügen mit manchen kosmologischen Vorstellungen alter Kulturen deckt. So auch die besprochenen Baum-Kosmos-Symbolik.

Der „unbestimmte Raum aller Dinge“ ist das schlicht außerhalb unseres Vorstellungsvermögens sich Befindende. Der Ring, genauer gesagt

alles innerhalb des Ringes, bezeichnet die ausgedehnte Schöpfungsmasse aller Materien. Da Ausdehnung Raum schafft, steht der Kreis stellvertretend für seinen räumlichen Körper, die Kugel. Für die religiöse Seele Josefs kann der Zentrumspunkt, dem die Entstehung des Kreises zugrunde liegt, nur einer höheren Ordnung angehören – einer, die eben allem, was ist, vorausging und damit dem Dunstkreis einer absoluten höchsten (Dasein auslösenden) Macht zuzuordnen ist. Herr Trift konfrontiert Josef sofort mit dem Widerspruch zwischen der in vielen Religionen postulierten Größe Gottes und dem kleinen Zentrumspunkt des Kreises. Vier Stellen aus dem Alten Testament mögen als Beispiel dienen: „Darum bist du groß, mein Herr und Gott. Ja, keiner ist dir gleich“ (2. Sam 7,22); „Ich singe meinem Gott ein neues Lied; Herr, du bist groß und voll Herrlichkeit“ (Jdt 16,13); „Sieh, Gott ist groß, nicht zu begreifen“ (Ijob 36,26); „Alle, die dich suchen, frohlocken; sie mögen sich freuen in dir. Die dein Heil lieben, sollen immer sagen:

Groß ist Gott, der Herr“ (Ps 40,17).

Die schlichte und dennoch schlüssige Antwort des Josef beinhaltet zwei theologische Grundaussagen über Gott, die alle auf biblische Aussagen zurückzuführen sind:

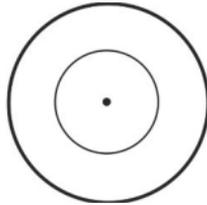
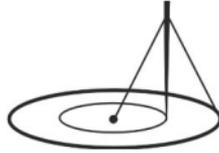
I. Die geheimnisvolle Ruhe oder Kontemplation Gottes: „Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte“ (Gen 2,2).

II. Die Lehre von der Allgegenwart Gottes: „Vor ihm bleibt kein Geschöpf verborgen, sondern alles liegt nackt und bloß vor seinen Augen“ (Heb 4,13).

In seinem Buch über *Göttliche Namen* (9. Kapitel, II und III) beschreibt der frühchristliche Theologe Dionysios Areopagita, wie man sich der Aussage von der Größe und Kleinheit Gottes nähern kann: „Groß wird Gott genannt gemäß der ihm eigentümlichen Größe, welche al-

lem, was groß ist, von sich mitteilt, und über jegliche Größe von außen sich ergießt und ausbreitet, jeden Raum umfängt, jede Zahl übersteigt, jede Unendlichkeit überschreitet. Gemäß seiner Überfülle und Wirkung ins Große, wird er weiterhin groß genannt. Und wegen der Gaben, die in ihm ihre Quelle haben, insofern diese ebenfalls, in unendlich reicher Spende sich ergießend, ganz und gar unverringert verbleiben, während alle Wesen an ihnen teilhaben, die gleiche Überfülle besitzen und durch Anteilnahme an ihnen nicht vermindert werden, sondern in noch stärkerem Maße übersprudeln. Dieses Große ist unbegrenzt, ohne Quantität und ohne Zahl, und dieses ist der Überschwang gemäß der absoluten und überaus gedehnten Ergießung der unumfaßbaren Größe. Kleines oder Subtiles wird auch von Gott ausgesagt, das jeder Masse und jedes (räumlichen) Abstandes ledig ist und das durch alles ungehindert hindurchdringt. Und doch ist das Kleine die elementare Ursache von allem, denn nirgends wirst du finden, dass die

Form des Kleinen sich nicht mitgeteilt hätte. So nun, muss man bei Gott das Kleine auffassen. Insofern er ungehindert über alles hin und durch alles hindurchgeht und wirksam ist und durchdringt bis zur Trennung von Seele und Geist, Gefüge und Mark und auseinanderscheidet Gedanken und Absichten des Herzens, oder vielmehr alles, was es gibt. Denn kein Geschöpf ist vor seinem Angesichte verborgen. Dieses Kleine nun ist quantitäs- und qualitätslos, ohne Beschränkung, ohne Ende, ohne Begrenzung, alles umfassend, selbst aber keiner Umfassung unterworfen.“ Der Ratlosigkeit Josefs über die Begrenztheit seiner Ausführungen hilft Herr Trift mit einem Verweis auf die Geistigkeit Gottes ab: „Gott ist Geist“ (Joh 4,24). Es entspinnt sich ein Exkurs über das Phänomen des Geistes, der schließlich wieder in die konkrete Auseinandersetzung mit dem Kreis führt. Herr Trift möchte Josef auf etwas anderes aufmerksam machen: die besondere Stellung des Menschen innerhalb der Schöpfung.



Er bedient sich dazu eines für Josef unerwarteten Kunstgriffes, der zu einem Kreis zwischen Zentrumspunkt und Umkreis führt. Josef versteht, worauf Herr Trift mit dem zweiten Kreis hinaus will. Symbolisches Ideal und existente Wirklichkeit stimmen jedoch nicht so leicht überein. Seine Erfahrungen lassen Josef die Gebrochenheit des menschlichen Daseins durchschauen. Nach einem kurzen Austausch darüber endet dieser Gesprächsabschnitt. Schließlich eröffnet Josef den Dialog erneut. Er möchte von Herrn Trift näher erläutert bekommen, wie er die

Beziehung des Menschen zu einer höheren Bestimmung versteht. Der Begriff Bestimmung kann in einem religiösen Zusammenhang den Charakter der Vorbestimmung erhalten. Er oszilliert dann mit dem Glauben an die Vorsehung Gottes. Sie besteht in seiner vorausschauenden und das Weltgeschehen lenkenden Macht, Weisheit und Güte. Durch Gottes Allwirksamkeit wird die menschliche Freiheit und Verantwortlichkeit nicht aufgehoben. „Beziehung des Menschen zu einer höheren Bestimmung“, bedeutet zunächst nichts anderes als die schlichte Glaubenserfahrung, dass es eine absolute Wirklichkeit (Gott) gibt. Sie ist größer als ich, da ich mich ihr verdanke. Als höheres Prinzip gab sie den Anstoß zu meiner Daseinswirklichkeit. Somit ist sie meinem Dasein nicht fern. Es gibt eine bleibende Verbindung zwischen daseinswirkender Macht und dem Menschen als Daseinsempfänger. Das Ziel des menschlichen Lebens und seine höchste Verwirklichung liegen darin, seine bewusste Geborgenheit im Daseinsgeber (Gott)

zu finden. Sehr eindringlich beschreibt Augustinus in den *Confessiones* seine Einsicht in die Vorsehung Gottes: „Mein Herz und meine Erinnerung liegen offen vor dir (Gott), der du mich nach dem verborgenen Geheimnisse deiner Vorsehung leitetest“ (5. VI.) und etwas weiter: „Ich betrachtete die anderen Wesen und fand, dass sie dir (Gott) ihr Dasein schulden und in dich ausgehen, aber auf andere nicht räumliche Weise, sondern indem du alles hältst mit der Hand deiner allmächtigen Vorsehung, der du allein enthältst das wahrhaftige Leben, das wandellos in sich und aus sich selbst und das Leben aller Leben ist“(7.15). Der schon erwähnte christliche Philosoph Boethius prüft die Beziehung zwischen Vorsehung und Schicksal folgendermaßen: „Die Vorsehung ist die göttliche Vernunft, die im höchsten Weltherrscher wohnt und alles lenkt und regiert. Das Schicksal ist die den beweglichen Dingen innewohnende Ordnung, durch welche die Vorsehung jedem einzelnen Ding seinen Platz und seine Aufgabe zugewie-

sen hat. Die Vorsehung umfasst alles Bestehende, so verschieden und so zahlreich es auch sein möge; das Schicksal aber regelt die Bewegung, der den einzelnen Orten, Formen und Zeiten zugeweilten Dinge, sodass diese zeitliche Ordnung und Verteilung, in der göttlichen Anschauung zusammengefasst, die Vorsehung ist, in eben dieser Verteilung aber und in der Art, wie sie in den einzelnen Zeitperioden zur Geltung kommt, als Schicksal bezeichnet wird.“ (*Die Tröstungen der Philosophie*, IV. Buch).

Der Ausdruck „Plan Gottes“ meint, dass die Vorsehung Gottes seinem unfassbaren Ratschluss oder eben „Plan“ folgt. Der Philosoph Leibniz erwähnt den Plan Gottes in seiner *Theodizee*: „Man kann sagen, dass die Menschen nicht nach ihrer Vorzüglichkeit erwählt und geordnet werden, sondern nach der Angemessenheit, in der sie sich zu Gottes Plan befinden.“ (I, 171). Herr Trift schlägt in seiner Antwort an Josef einen anderen, als vielleicht von ihm erwarteten, Pfad

ein. Statt der Verlockung einer weitschweifenden philosophischen Erklärung zu erliegen, münden seine schlichten Aussagen in die Botschaft: Alle Antworten liegen im Menschen offen verborgen. Der Mensch ist als Mikrokosmos (Kosmos im Kleinen) der Spiegel aller größeren Zusammenhänge – sowohl materieller als auch geistiger Art; er muss sich nur die Mühe machen, genauer hinzuschauen.

Der Philosoph Nikolaus von Cues (1401–1464) schreibt dazu in seiner *Wissenschaft des Nichtwissens*. „Die menschliche Natur ist die Krone der Schöpfung, nur wenig unter die Engel gesetzt, die Vereinigung der geistigen und sinnlichen Natur; sie fasst die ganze Welt in sich, weshalb sie von den Alten mit Recht Mikrokosmos oder Welt im Kleinen genannt wird.“ (III.) Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) geht in seiner *Theodizee* noch ausführlicher darauf ein: „Es gibt auch einen besonderen Grund für die scheinbare Unordnung im menschlichen Leben;

er liegt in dem Geschenk der Ebenbildlichkeit Gottes, welche ihm gewährt wurde, indem ihm die Vernunft gegeben worden. Gott lässt den Menschen in seinem kleinen Bezirk wirtschaften ... ohne sich sehen zu lassen. Hier treibt der freie Wille sein Spiel und Gott erfreut sich, sozusagen, an diesen kleinen Göttern, deren Erschaffung er für gut befunden ... Der Mensch ist daher ein kleiner Gott in seiner eigenen Welt oder in dem Mikrokosmos, den er nach seiner Weise regiert.“ (II, 217) Der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860) stellte dazu fest: „Seit den ältesten Zeiten hat man den Menschen als Mikrokosmos angesprochen.“ (*Die Welt als Wille und Vorstellung*, 50. Epiph.)

Der Dialog führt zur Frage, ob das Universum der Ursprung von allem ist. Das Universum ist jedoch nicht ewig/zeitlos – es gibt eine für uns unvorstellbare Wirklichkeit, in der das Universum nicht war. Wie alles entspringt es einer letz-

ten Quelle, die das Ewige, Zeitlose selbst sein muss und in dieser Stellung als Daseinsauslöser „hinter“ dem Universum wirkte. Im weiteren Verlauf seiner Antwort geht Herr Trift auf die mystische Dimension des Glaubens ein. Neben den vielen dogmatischen, anthropologischen, psychologischen, soziologischen, ideellen oder existentialen Zugängen zu Wesens- oder Inhaltsbestimmung des Glaubens, geht es ihm um etwas anderes. Er weist auf die dem Menschen gegebene Glaubensfähigkeit hin, als intuitive Qualität, sich der überrationalen Wahrheit/Wirklichkeit Gottes öffnen (und sie erkennen) zu können. Glaube ist damit eine für den Menschen zentrale Veranlagung, in ein höheres Verstehen einzutreten oder umgekehrt: Verstehen muss an einem entscheidenden Punkt, über sich hinaus wachsen, um zu einer höheren Erkenntnis zu gelangen – was nur dem Glauben möglich ist (dem die Fähigkeiten der Inspiration, Intuition und rechter Intention zugehören). Glaube bedeutet also nicht den Verstand abzulegen (das wäre der

sprichwörtlich dumme Glaube oder noch schlimmer Aberglaube), sondern über ihn hinaus gehen zu können. Glaube ist somit nicht unvernünftig, sondern (wenn er echt und das heißt erleuchtet ist) über-vernünftig. Während sich das Denken (im Verhältnis zum über-vernünftigen Erfassen ist es die niedrigere Verstandestätigkeit) und die Ratio in der Kopfreion verorten und sehr stark mit der Ego-Ebene des Menschen verbunden sind und sie permanent stimulieren, verortet sich der Glaube im menschlichen Herzen, als Sitz des Wahren Selbst und der erlösten Ratio. Der Sinnursprung unseres Wortes „Glauben“ liegt im hebräischen Wort „aman“ (vgl. Amen). Es bedeutet: das Wesentliche sichtbar machen, zum Wesen vorstoßen und wird von den begrifflichen Nebentönen: das Beständige, Wahre, Zuverlässige und Treue orchestriert. Im Ps 146,6 wird von Gott gesagt: „Der Herr hat Himmel und Erde gemacht, das Meer und alle Geschöpfe; er hält ewig die (ämät) Treue“. Das bedeutet: Er ist wahr, zuverlässig und beständig

– seinem Wesen gemäß handelt er so, dass er sich in seinem Tun nie verleugnet. Glaube ist somit der Verhalt, der in seiner Zuverlässigkeit nie trügt. Mit der (im Alten Testament) überlieferten Aussage „Abram glaubte Gott“ (Gen 15,6) soll ausgedrückt werden: Abram (Abraham) erfasst Gott als den uneingeschränkt Wahrhaftigen, Gerechten, Treuen, Zuverlässigen und Barmherzigen. Aus dieser Gotteserfahrung heraus kann Abram sein Ja zu seinem Ruf sagen, sein Leben Gott anzuvertrauen und sich seiner unsichtbaren geistigen Macht preisgeben. Auf seinem Glaubensweg beginnt Abram jedoch auch zunehmend, das Wesen Gottes zu schauen. Er wird Gott ähnlich, indem er in der Zuverlässigkeit Gottes zuverlässig, in der Festigkeit Gottes fest, in der Treue Gottes treu und in der Wahrheit Gottes wahr zu werden beginnt. Er nimmt Gott vollkommen ernst und bezieht seine gesamten menschlichen Lebensäußerungen in sein Gottesverhältnis mit ein. An dem beispielhaften Leben des Abram wird deutlich, dass Glaube kein pas-

sives Anerkennen einer objektiven Größe ist, sondern neben der Erkenntnis seiner Wirklichkeit, eine Lebenshaltung ist, die mit „ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft“ (Dt 6,5), Gott (als Seinsgrund des eigenen Lebens) liebt. Es geht also nicht um die Unterwerfung unter einen ominösen kosmischen Diktator – sondern dem Eintreten und Verschmelzen mit dem letzten und wahren Grund meines Daseins, der absolute Liebe ist.

Im 4. Jahrhundert schrieb der armenische Kirchenlehrer Gregor der Erleuchter folgende Gedanken zum Verhältnis zwischen Verstand und Glauben: „Die Wahrheit des Glaubens ist ein Licht für die Augen des Verstandes, für die Bewegung der Gedanken im Gedächtnisse zur Erkenntnis des Lichtes der Forschung und der Weisheit des Heiligen Geistes, welcher den leitenden Verstand erleuchtet und durch die heiligen Schriften das Unsichtbare vergegenwärtigt; wie für die Augen das Licht der Sonne und an-

derer Lichter sichtbar ist, so bietet sich auch die unerforschliche Größe der göttlichen Herrlichkeit schaubar dar. Denn Gott ist unvergleichbar und unerreichbar, unbeschreiblich und unbegrenzt, unvergleichlich und unendlich, aber durch den Glauben wird er gesehen und verstanden und gepriesen von den Geschöpfen in ungeheucheltem Glauben und in der Ruhe ... Denn erleuchtet vom Glauben gelangen wir zum anfangslosen Sein, zum ewigen Licht, zur lebendig machenden Stärkung, zur unveränderlichen Wahrheit.“ (*Reden und Lehren*, III,1)

Das „anfangslose Sein“, das Gregor in dem kleinen Textabschnitt erwähnt, korreliert mit der von Herrn Trift (in dem besprochenen Redeabschnitt) benutzten Umschreibung für Gott: Uranfang aller Dinge. Als Abschluss der Gedankengänge zum Thema Glaube spricht Herr Trift einen besonderen Aspekt, der Verborgenheit Gottes an, nämlich: gesucht werden zu wollen. Ein Aspekt der gerade im Alten Testament immer

wieder herausgehoben wurde. So heißt es im *Buch der Sprichwörter* (8,17): „Ich liebe alle, die mich lieben, und wer mich sucht, der wird mich finden“. Der Prophet *Jeremias* verkündet (29,13): „Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden“. Nachdem Herr Trift auf die besondere Verstehens-Dimension des Glaubens einging und den Pfad erneut in Richtung Geistigkeit-Gottes aufzeigt, lenkt Josef das Gespräch mit seiner Frage über die Stellung der Naturwissenschaften, noch einmal ab.

Der weitere Verlauf des Gesprächs befasst sich kritisch mit der Stellung der materialistischen Wissenschaften und ihren Folgen für die Menschheit und deren Zukunft. Es geht nicht um billige Wissenschaftsfeindlichkeit, sondern (wie schon am Beginn dieses Kommentars ausgeführt) um ein kritisches Hinterfragen einer einseitigen und sich verselbständigenden Machbarkeitsideologie, hinter der scheinbar

neutralen Fassade gemeinnützigen Forschens. Durch psychologisches Taktieren und Manipulieren der Meinungsbildung wird die Täuschung, dass Forschung zu Fortschritt und Fortschritt zu besserem Leben führt, aufrechterhalten. Das gleiche Schema verheißt pausenlos, dass grenzenloses (und letztlich ethisch hemmungsloses) Wirtschaften zu grenzenlosem Wachstum und dieses zu grenzenlosen allgemeinen Wohlstands führt. Diese beiden Werbeslogans gehören zu den am hartnäckigsten fortlebenden Massenlügen der Neuzeit. Ihr Erfolg liegt im Missbrauch einer essentiellen materiellen Bedürftigkeit des Menschen und orientiert sich an der heute allgemein akzeptierten Haltung: der Zweck heiligt die (jegliche) Mittel. Da viele Menschen in den sogenannten industriellen Wohlstandsländern betrogen werden wollen (weil sich kaum jemand mehr traut, die Frage nach dem wirklichen Glück des Lebens zu stellen), kommen die Betrüger und versprechen ihnen alle (un-)vorstellbaren Vorzüge künstlicher Machbarkeit. Doch die Be-

trogenen finden sich am Ende nicht nur in einer Welt mit aufgebrauchten Ressourcen, verdreckten Meeren, vergifteter Atmosphäre, durch Massenideologien verseuchten Herzen, durch Massenvernichtungswaffen millionenfach zerstörten Lebens, vergifteter Umwelt, unter Leistungsdruck ihrer Wohlstands- und Ausbildungsicherung psychisch zusammenbrechenden Mitbürgern und endlos ähnlichem Grauen, vor –, sondern verlieren darüber hinaus den Sinn der Wahrheit, der die kostbarste Wirklichkeit ihrer Seele ist.

Die Frage des Josef, „könnte man nicht alles als Eines verstehen?“ ist die Auffassung des Pantheismus (vom griechischen pan/alles und theos/Gott), die eine Alleinheitslehre im Sinne der Einheit von allem mit Gott lehrt: Alles was ist, ist letztlich Gott, Gott ist identisch mit dem All. Gott und Welt sind untrennbar, sind letztlich von einer Wesenheit. Diese Vorstellung wird durch eine differenzierte Sicht auf das Verhältnis von

Punkt und Einem zurückgewiesen. Der Weg der Verdeutlichung nimmt seinen Ausgang in der von Herrn Trift dargelegten Unterscheidung zwischen Punkt und Eins. Sie geschieht in Anlehnung dreier Aussagen in der *Metaphysik* des Aristoteles: „Der Punkt ist nicht dasselbe wie die Einheit“, zweitens, „Die Einheit ist ein Punkt ohne Räumlichkeit“ und schließlich „Das was der Größe nach und als Größe unteilbar ist, das was nach allen Richtungen unteilbar und ohne Ort ist, das nennt man eine Eins; was nach allen Richtungen unteilbar ist und einen Ort hat, heißt Punkt; was in einer Richtung teilbar ist, heißt Linie; was in zwei Richtungen teilbar ist, heißt Fläche; was in jeder Richtung und in dreifacher Dimension seiner Ausdehnung nach teilbar ist, heißt Körper. Und umgekehrt ist Fläche das nach zwei Richtungen Teilbare, Linie das nach einer Richtung Teilbare, das nach keiner Richtung der Ausdehnung nach Teilbare Punkt und Eins: nämlich wenn es keinen Ort hat, Eins, wenn es einen Ort hat, Punkt.“

Das Gedankenspiel mit dem Punkt und der Eins sind einfache Bilder. Sie machen die dem Menschen, durch göttliche Gnade unmittelbar selbst einfließende, innere Erkenntnis der Wahrheit, anschaulich. Durch alle Zeit haben Menschen immer wieder über das Symbol der Eins (für den unwandelbaren Gott) betrachtet und sich von ihm faszinieren lassen. Vom antiken Philosophen Philolaos sind die Worte überliefert: „Die Eins ist der Urgrund von allem.“ Xenophanes von Kolophon (* ca. 580 v. C.) ist nach Zeugnis des Aristoteles „der erste Einheitslehrer ... der im Hinblick auf das Weltall als Ganzes behauptet, das Eine sei Gott“ (*Metaphysik*). In seiner These der Einheit von Gott und Welt, darf man mehr eine radikalere Form seines Monotheismus, als die Auffassung eines Pantheismus vermuten. Marsilio Ficino, (1433-99), Haupt der von Cosimo Medici begründeten platonischen Akademie, erklärt in einer seiner Schriften: „Das schlechthin Eine kann gewiss keine gesonderten Teile und endliche Grenzen, gleich den Stücken und End-

punkten einer Strecke haben, also auch kein getrenntes Ursprungszentrum und peripherisches Ende wie eine Kugel. Gott durchdringt als allgegenwärtige Einheit die gesamte Vielheit der Dinge: er ist also Anfang, Mitte und Ende, Zentrum, Radienbereich und Peripherie aller Schöpfung der sinnlichen und geistigen Welt, und zwar alles mit einmal, in völliger unteilbarer Konzentration.“ Nicolaus von Cues bietet in seinem Buch *Von der Wissenschaft des Nichtwissens*, folgende Erklärung: „Höre Israel!“ (vgl. Dt 6,4) – das bist du, der du Gott mit der Vernunft schaust – dein Gott ist Einer. Die Einheit ist aber nicht in dem Sinne der Name Gottes, wie wir die Einheit verstehen. Der Einheit steht die Vielheit gegenüber. Eine solche Einheit kommt Gott nicht zu, sondern jene, der kein Anderssein, keine Vielheit entgegensteht. Dies ist der größte Name, der alles in der Einfachheit der Einheit zusammenfasst, dies der unaussprechliche Name, der über allen Verstand geht. Denn wer könnte die unendliche Einheit begreifen, die unendlich allem Gegensatz-

ze vorausgeht, wo alles ohne Zusammensetzung in der Einfachheit der Einheit begriffen ist, ohne Anderes und Gegensatz." (XXIV) In der religionsphilosophischen Auffassung des Herrn Trift bezeichnet das Eine (besser der Eine) das (wie schon oben dargelegte) in sich verborgene göttliche Geheimnis, das ohne „Ort“ und ohne „Räumlichkeit“ ist. Es ist die absolute geistige Wirklichkeit hinter dem „Punkt“ der zwar unteilbar ist, aber einen Ort hat und als Symbol den uranfänglichen Schöpfungshervorgang (die Manifestation der Welt), in dem kosmisch-evolutionären Gestaltungsprozess (mit dem wir alle verbunden sind) veranschaulicht. Von der oberflächlichen, rein materialistischen Ebene der aktuellen astrophysischen Beobachtungen, könnte der „Punkt“ mit dem letzten physisch erfassbaren „Kleinsten“ am Beginn der Entstehung unseres Kosmos verglichen werden, der potentiell alles enthält, was sich später im universellen (gestalterischen) Entfaltungsprozess manifestiert. Der „Punkt“ ist damit der Vor-Kosmos, der (wie

auch die entfaltete Welt) am ehesten mit einem Spiegel verglichen wird. Dieser Spiegelcharakter der Welt ist nicht nur in der Lage, dem Menschen etwas über seinen Ursprung und seine innerste Wirklichkeit zu spiegeln, sondern verweist auch auf die Präsenz des Ureinen, wie die oben stehenden Text-zeugnisse schon gezeigt haben. Nikolaus von Cues schreibt dazu: „Alle unsere weisen und frommen Kirchenlehrer sagen einstimmig, die sichtbaren Dinge seien Abbilder der unsichtbaren Welt, der Schöpfer könne auf diesem Wege wie in einem Spiegel und Rätsel erkannt werden. Dass aber die geistigen, an sich von uns unerfassbaren Dinge auf dem Wege des Symbols von uns erkannt werden, hat seinen Grund in dem oben Gesagten, weil alle Dinge in einem uns freilich unbekanntem Verhältnis zueinander stehen, so dass aus allen das Eine Universum sich herausstellt, und Alles in dem Einen Größten das Eine selbst ist. Und wiewohl jedes Abbild dem Urbilde ähnlich ist, so ist doch außer dem größten Abbilde, welches dasselbe, was das

Urbild ist, in der Einheit der Natur kein Abbild so ähnlich oder auch gleich, dass es nicht unendlich ähnlicher oder gleicher sein könnte.“ (*Von der Wissenschaft des Nichtwissens XI*)

Paulus sagt in seinem 1. Korintherbrief: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhaft umrissene Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.“ (13,12) Wie beide Textzeugen angeben, bleibt dieses Schauen umrissenhaft, bis zu dem Augenblick, in dem der Mensch verwandelt (und erleuchtet) in das Geheimnis des Ursprungs selbst eingeht. Clemens von Alexandrien (ca. 150–215) kommt in seinen *Stromateis* zur Ansicht: „Sowohl in der Art von Spiegelbildern als auch in der Art von Bildern, die durch einen Stoff hindurch schimmern, erblicken die sorgfältigsten Forscher unter den griechischen Philosophen Gott. Die infolge des Un-

vermögens (des Sehenden) unvollkommenen Bilder der Wahrheit sind, wie ein Bild im Wasser zu sehen ist und wie wir manches durch die durchscheinenden und durchsichtigen Körper hindurchsehen.“ (94,7)

Gott, der Eine, setzt als Daseinsauslöser die Kausalkette der Schöpfung in Gang. Ausgehend von Aristoteles fand diese philosophische Schlussfolgerung im Mittelalter Aufnahme unter den sogenannten Gottesbeweisen. Sie schließt von der Bewegung auf einen ersten Bewegter Von der Kette der Wirkursachen auf ein erstes Glied. Vom zufällig Daseienden auf ein notwendig, aus sich Seiendes. Von den Rangunterschieden der Dinge auf ein Vollkommenstes. Von der Weltordnung auf einen Weltlenker. Dabei ist stets vorausgesetzt, es könne keine unendliche Ursachenreihe geben. Aristoteles statuiert einen unbewegten Bewegter, der frei von jeder Potentialität ist und in welchem infolgedessen Denken und Gedachtes zusammenfallen, Subjekt und

Objekt eins werden. Über diesen Gott sagt er: „Gottes Seligkeit ist ewig ... Und auch das Prädikat der Lebendigkeit kommt ihm zu. Denn die Wirksamkeit des denkenden Geistes ist Leben; Gott aber ist reine Wirksamkeit, und seine Wirksamkeit an und für sich ist ein höchstes, ein ewiges Leben. Und so sagen wir denn: Gott ist das ewige, absolut vollkommene Lebendige, und ihm kommt mithin ein zeitloses ewiges Leben und Dasein zu.“ (*Metaphysik* VII, 2)

Als vielleicht einziger Philosoph bringt Boethius seine Begeisterung über den „unbewegten Bewegter“ in einem Gedicht zum Ausdruck:

„Der du die Welt regierst nach ewigen,
weisen Gesetzen
Der du die Erde, den Himmel erschufst,
und aus ewigem Urquell Führtest die
Zeiten, des Alls unwandelbarer Bewegter!
Bildner des flüchtigen Stoffs, befreit von
äußerem Antrieb

Aus deinem eigensten Ich, der makellosen, erhabenen Güte, befolgend allein das leuchtende, himmlische Vorbild, schufst du das All!

Der Schönste du selbst, die schönste der Welten

Hast du, sie schauend im Geist, in den herrlichsten Formen gestaltet

Hast zu vollendetem Ganzen verknüpft die vollendeten Teile." (*Die Tröstungen der Philosophie*, III. Buch)

Thomas von Aquino (1225–1274) definierte den unbewegten Beweger in seinem Gottesbeweis als das höchste Prinzip, von absoluter Einfachheit, in dem Wesen und Dasein identisch sind. Etwa 700 Jahre später reflektiert Immanuel Kant (1724– 1804) über einen ersten Beweger: „Das Bedürfnis der Vernunft, in der Reihe der Naturursachen sich auf einen ersten Anfang aus Freiheit zu berufen, leuchtet so klar in die Augen, dass alle Philosophen des Altertums sich ge-

drungen sahen, zur Erklärung der Weltbewegungen einen ersten Bewegter anzunehmen, d.i. eine frei handelnde Ursache, welche diese Reihe von Zuständen zuerst und von selbst anfang" (*Kritik der reinen Vernunft*). Weiter führt er aus: „Wenn ich mir ein übersinnliches Wesen als den ersten Bewegter, mithin durch die Kategorie der Kausalität in Ansehung der Weltbestimmung (der Bewegung der Materie), denke: so muss ich es nicht in irgendeinem Orte im Raume, ebenso wenig als ausgedehnt, ja ich darf es nicht einmal als in der Zeit und mit anderen zugleich existierend denken.“ (*Kritik der Urteilskraft*)

Nach diesen Ausführungen gibt es einen durch Josefs Frage ausgelösten, kurzen Gedankengang über die Analogie von „Eins“ und „Punkt“ zu Seele und Körper des Menschen. Er wird nicht weiter vertieft, steht aber in langer Tradition zur Mystischen Theologie, die auf einer höheren Ebene des Bewusstseins den Abgrund zwischen Gott und seiner Schöpfung zu überwin-

den sucht. Die Ureinheit von Subjekt und Objekt wird demnach im Zentrum der Seele offenbar. Der mittelalterliche Theologe Meister Eckhard (+ um 1328) lokalisiert dieses Zentrum im Seelenfünklein. Der Weg der Seele aus dem Abgrund der vielen Dinge, zur unmittelbaren Erfahrung der göttlichen Realität als der ursprünglichen Einheit aller Dinge, ist die Wesensaufgabe des Mystikers. Alle Vielheit wird zur Ureinheit zurückgeführt in Erkenntnis und mystischem Schauen und Hören. Gott ist demnach allem Geschaffenen in unmittelbarster Weise gegenwärtig. Als das Sein, gibt er dem Seienden sein geschöpfliches Sein mit all seiner Vollkommenheit nie so, dass es Eigenbesitz des Geschöpfes wird, sondern immer nur als Einstrahlung.

Gregor von Nyssa (+ 394), der Vater der abendländischen Mystik genannt wurde, vergleicht schon in früherer Zeit die Seele mit einem lichthaften Spiegel, dessen höchste Bestimmung darin besteht, das Licht Gottes widerzu-

spiegeln. Den Ursprung, in dem nichts geschieden ist und der doch der Grund aller Unterscheidung ist, sucht Meister Eckhard jenseits der drei göttlichen Personen und doch in ihnen als ihr Wesen. Wenn er von der Menschwerdung und der Gotteskindschaft spricht, betont er nicht nur Gottes Priorität im Gnadenwerk, sondern sucht darüber hinaus, jenen Ort zu bestimmen, an dem der Mensch fähig wird, Gott zu empfangen. Es ist, wie zuvor erwähnt, das Seelenfünklein, in dem wir, jenseits der geschöpflichen Merkmale, unser wesentliches Sein in Gott finden. Das heißt, nicht im pantheistischen Sinne uns in Gott aufzulösen, sondern indem wir die Bedürftigkeit, in der unser Sein sich nach Gott sehnt, als das wahre, uns von Gott geschenkte Sein erfahren. In der ganzen spätmittelalterlichen Mystik wird das Seelenfünklein, mit dem göttlichen Seelengrund, der Spitze des Geistes, gleichgesetzt. In der neueren spirituellen Theologie korrelieren diese Begriffe mit der Wirklichkeit des Wahren-Selbst. Die Erkenntnis über die Existenz des See-

lenfünkeln im eigenen Inneren zu empfangen, genauer gesagt die des Wahren-Selbst, ist die Pforte zum ewigen Leben und Voraussetzung, den Weg der Gotteinigung gehen zu können. In der moderneren spirituellen Theologie wird der Weg des Nachweises der Seele über die Wirklichkeitserfahrung des Bewusstseins eingeschlagen. Das Bewusstsein ist der Beweis für das Vorhandensein der Seele, wie der Sonnenschein Beweis für die Existenz der Sonne ist. Die Seele ist (als individueller Geistfunke) Träger des Bewusstseins. In der höchsten Ebene des Bewusstseins erhält der Mensch Schau seines Seelenlichtes und damit erfahrbare Gewissheit der Existenz seiner Seele.

Im nun folgenden Gesprächsabschnitt wird in einzelnen Abschnitten verdeutlicht, warum Gott, der die Schöpfung hervorgebracht hat, nicht mit der Schöpfung identisch ist –, er sie zwar erschaffen hat, erhält und in ihr gegenwärtig ist, aber nicht eins mit ihr ist. Dem Pantheismus

wird damit die christliche Schöpfungstheologie als die einleuchtendere Sinndeutung vorgezogen. Zunächst weist Herr Trift noch einmal darauf hin, dass trotz erkennbarer Wahrheiten weder Gott noch seine Schöpfung sich „einzirkeln“, das heißt (philosophisch) ein- und begrenzen lassen. Die Schau der höchsten Dinge geschieht jenseits des egozentrischen Denkens, das nicht mehr wie eine Brücke sein kann. Man soll sie überschreiten, aber kein Haus auf ihr bauen!

Bei der Suche nach der ersten Wahrheit, beim Denken stehenzubleiben und es zu verabsolutieren, führt zur Beschränktheit. Wer durch sein egozentrisches Denken das Schöpfungsgeheimnis eingrenzt, grenzt sich selbst in diesem Schöpfungswunder aus und stürzt in eine personalistische Selbstentfremdung, die sich schließlich zur grenzenlosen Entfremdung des Menschen gegenüber der Welt, gegenüber dem Nächsten und gegenüber dem Ursprungseinen auswächst. So ist die, dem französischen Philo-

sophen René Descartes (1596–1650) zugeschriebene Aussage: „Ich denke, also bin ich“, religionsphilosophisch äußerst ambivalent. Ihre Schattenseite, die dem Herrschaftsbereich des Egos unterliegt, beförderte die kalte Epoche des Materialismus und des sich entfremdenden einsamen Menschen mit herauf. Aus mystischer Sicht gelangt der Mensch durch Gottes Entgegenkommen, über das „Ich“ Descartes hinaus. Er erfährt, (zum höheren transrationalen Bewusstsein erhoben) ein zweites erleuchtete „Ich“ – dem Wahren-Selbst (oder innerstem Seelenbewusstsein). Die Aussage: „Ich denke, also bin ich“, kann eine Verstärkung des selbstbegrenzten Egos, das nur zu einem relativen Wissen fähig ist, bedeuten. Es heißt dann im eigentlichen Sinne: „Ego denkt (sich selbst), also bin (und bleibe ich im) Ego (gefangen)“. Es gab kein passenderes „Mene Tekel“ (vgl. Dan 5,6) für die anbrechende europäische Neuzeit.

Der Dialog nähert sich seinem Ende, indem Herr

Trifft noch einmal auf das Phänomen vom Kleinsten, das das Größte ist, zu sprechen kommt. Es bereitet den Leser auf den Schlüsselsatz einer seit der Antike bedeutenden Gottesdefinition vor. Um dem gesagten, Anschaulichkeit zu verleihen, kommen nun das Kästchen des Heinrich von Hewen und einige historische Einzelheiten ins Spiel. Es rückt der lateinische Satz ins Zentrum der Betrachtung: „Deus est sphaera infinita, cuius centrum est ubique, et circumferentia nusquam / Gott ist die unendliche Kugel, deren Zentrum überall und deren Umfang nirgends ist“.

Schon seit früher Zeit haben Menschen auf der Suche nach einem anschaulichen Symbol für den schöpferischen Urgrund der Welt, die Kugel herangezogen. Die Gründe hierfür liegen meistens im Dunkeln – und auch die philosophischen Deutungen unterscheiden sich. Vielleicht lag der Ausgang dieser Spekulation in der schlichten Tatsache, dass die Kugel die vollkommenste al-

ler geometrischen Figuren ist. Von Xenophanes ist der Satz überliefert: „Das Wesen Gottes ist kugelförmig und gleicht in nichts dem Menschen: Er ist ganz Weisheit und ewig“. Xenophanes bestimmte den Urgrund von allem als das mit Erkennen und Denken begabte All-Eine, das er Gott nannte. Er lehrte auch, dass jeder menschliche Gedanke von Gott unvermeidlich begrenzt bleibt. Irgendwann im frühen Mittelalter tritt dann ein Buch ans Licht, dem in den theologischen Kreisen höchste Aufmerksamkeit zuteilwurde, das: *Buch der 24 Philosophen*. Es beinhaltet 24 philosophische Definitionen von Gott und wurde zu einem Klassiker der scholastischen Theologie. Immer und immer wieder wurde aus ihm zitiert, bis in die Neuzeit hinein. Heute vermutet man, dass seine Quellen in die Mitte des 4. Jahrhunderts n.C. zurückreichen. Der Satz über Gott, als die „unendliche Kugel“ ist die II. Definition in diesem Buch. Ein dazugehöriger anonymer Kommentar lautet: „Diese Definition stellt den ersten Grund als Zentrum vor.“

Der Kreis seines Erscheinens liegt oberhalb jedes Wo, außen. Deshalb ist sein Zentrum überall, denn er hat keine gewöhnliche Ausdehnung. Wird er gefragt nach dem Umfang dieser Kugel, antwortet er, er liegt hoch im Unendlichen, denn alles, was sie ist, ist so ausdehnungslos wie der Schöpfer von Anfang an. Auf diese Weise ist seine Grenze nirgends. So wird der Spruch evident“.

Mit Blick auf die lange Tradition dieser philosophischen Anschauung sagt Nicolaus von Cues: „Andere wollten die unendliche Einheit darstellen und nannten Gott den unendlichen Kreis. Diejenigen endlich, welche die höchste Wirksamkeit Gottes darstellen wollten, bezeichneten Gott als die unendliche Kugel.“ (*Von der Wissenschaft des Nichtwissens*, XIII) Nicolaus von Cues ist es dann auch, der dem II. Satz aus dem *Buch der 24 Philosophen* die gründlichste Untersuchung widmet. Unter der Überschrift „Übertragung der unendlichen Kugel auf die alles wir-

kende Existenz Gottes – noch einige Betrachtungen über die unendliche Kugel“, folgt seine umfassende Erklärung: „In der unendlichen Kugel sehen wir die drei größten Linien der Länge, Breite und Tiefe im Zentrum zusammenlaufen. Das Zentrum der größten Kugel ist aber gleich dem Durchmesser und der Peripherie; es ist folglich das Zentrum jenen drei Linien gleich, ja, das Zentrum ist sie alle: Länge, Breite und Tiefe. Im Größten sind daher alle Länge, Breite und Tiefe das Eine einfachste und unteilbare Größte selbst. Und wie das Zentrum aller Breite, Länge und Tiefe vorhergeht, das Ende und die Mitte von ihnen ist (denn in der unendlichen Kugel sind Zentrum, Dichtigkeit und Peripherie ein und dasselbe), wie die unendliche Kugel ganz in Wirklichkeit und auf die einfachste Weise ist, so ist auch das Größte ganz in Wirklichkeit auf die einfachste Weise. Wie die Kugel die volle Wirksamkeit der Linie, des Dreiecks und des Kreises ist, so ist das Größte die Wirksamkeit von allem. Jedes wirksame Sein hat also von ihm alle seine

Wirksamkeit; jedes Sein existiert in Wirksamkeit insoweit, wie weit es in dem Unendlichen wirksam ist. Daher ist das Größte das bildende Prinzip von allem, das Prinzip des Seins oder das höchste wirksame Sein. Sehr scharfsinnig sagt daher Parmenides, Gott sei es, für den jegliches Sein all das Sein ist, das es ist. Wie die Kugel, die höchstmögliche Vollendung der Figuren ist, so ist das Größte die vollkommenste Vollendung von allem, so dass alles Unvollkommene in ihm das Vollkommenste ist, wie die unendliche Linie Kugel und in ihr das Krümme gerade, das Zusammengesetzte einfach, das Verschiedene identisch, das Anderssein Einheit ist. Wie könnte dort eine Unvollkommenheit sein, wo die Unvollkommenheit die höchste Vollkommenheit, die Möglichkeit die unendliche Wirksamkeit ist etc.? Ist das Größte wie die größte Kugel, so ist es das einfachste, adäquateste Maß des ganzen Universums und aller Wesen im Universum, denn in ihm ist das Ganze nicht größer als der Teil, wie die Kugel nicht größer ist, als die un-

endliche Linie. Gott ist daher der einzige einfachste rationelle Grund des ganzen Universums, und wie aus unendlich vielen Umkreisen die Kugel entsteht, so ist Gott als die größte Kugel das einfachste Maß aller kreisförmigen Bewegungen; denn alle Belebung, Bewegung und Intelligenz ist aus ihm, in ihm und durch ihn, bei dem eine Kreisbewegung der achten Sphäre nicht kleiner ist, als die der unendlichen, weil er das Ziel aller Bewegung ist, in dem alle Bewegung als in ihrem Ziele zur Ruhe kommt. Es ist nämlich dasjenige, die größte Ruhe, in dem alle Bewegung Ruhe ist. So ist denn die größte Ruhe das Maß aller Bewegung, wie das größte Gerade das Maß aller Umkreise, die größte Gegenwart oder die Ewigkeit das Maß aller Zeiten ist. Und weil Gott das Sein alles Seins ist und alle Bewegung sich auf das Sein bezieht, so ist er das Ziel der Bewegung, auch die Ruhe der Bewegung, das ist das Prinzip und die Wirksamkeit des Seins. Alles Seiende hat daher einen Zug zu ihm. Weil es aber endlich ist und nicht auf gleiche

Weise an ihm teilhaben kann, so teilhaben die einen Wesen an dem Ziele aller Dinge mittelst der anderen, wie die Linie mittelst des Dreiecks und Kreises, das Dreieck mittelst des Kreises, der Kreis durch sich selbst zur Kugel wird." (*Von der Wissenschaft des Nichtwissens*, XXIII)

All diese Bilder und Überlegungen haben letztlich das eine Ziel: Alle Bilder (von Gott) hinter sich zu lassen und in das überbewusste Schauen der Wahrheit selbst einzutreten. Die in die intellektuelle Höhe geführten philosophischen Betrachtungen sind die Brücke, den Geist über den Rand seiner (an Gegenständen und abstrakten Begriffen gebundenen) Verstandestätigkeit hinauszuführen. Dieses (versuchte) Denken des Undenkbaren ist also keine Spielerei, Anmaßung oder Zeitvergeudung, sondern ein Weg der Läuterung des Geistes. Alles Verstehen, Erklären bleibt schließlich hinter dem Geschauten zurück – weil es unsagbar ist!

Schließlich wird der historische Hintergrund zur Entstehung der drei Deckenbilder geklärt. Ein Hinweis auf das „ludo globi“ (aus dem gleichnamigen Buch *Ludo globi*, des Nikolaus von Cues) greift das schon weiter oben behandelte Thema von der Gebrochenheit oder dem angeschlagenen Charakter des menschlichen Daseins wieder auf. Damit legt der Abschluss des zweiten Kapitels den Inhalt des dritten Kapitels vor.

Begegnung

77-86

Es ist spätabends, als Josef die Werkstatt verlässt. Der beschauliche Aufenthalt im Burggarten bringt ihn auf die Idee, die Wohnung der Dichterin aufzusuchen. Er begibt sich zur Eingangstür der Wohnung, findet sie offen vor und hört aus ihrem Inneren eine Stimme. Der weitere Verlauf der Erzählung findet in Form eines fiktiven Gesprächs zwischen der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) und Josef statt. Es geht dabei um existentialistische Grundfragen.

Der Begegnung der beiden gehen Reflexionen der Dichterin über ihr zweites, dunkles Ich voraus. Diese Spiegelbetrachtung lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf die bipolare Wirklichkeit des Menschen (von Gut und Böse, Licht und Schatten). Josef beobachtet das Selbstgespräch der Dichterin mit ihrem Spiegelbild. Die wiedergegebenen Redesequenzen orientieren sich an dem Gedicht *Das Spiegelbild*, von Annette von Droste-Hülshoff:

Schaust du mich an aus dem Kristall
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderbarlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstere ich:
Phantom, du bist nicht meinesgleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;

Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Trätest du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen?

Zu deiner Stirne Herrscherthron,
Wo die Gedanken leisten Fron
Wie Knechte, würd' ich schüchtern bli-
cken; Doch von des Auges kaltem Glast,
Voll toten Lichts, gebrochen fast,
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,
So weich und hilflos wie ein Kind,
Das möcht' in treue Hut ich bergen;
Und wieder, wenn er höhrend spielt,
Wie von gespanntem Bogen zielt,
Wenn leis' es durch die Züge wühlt,
Dann möcht' ich fliehen wie vor Scher-
gen.

Es ist gewiss, du bist nicht Ich,
Ein fremdes Dasein, dem ich mich
Wie Moses nahe, unbeschuhet,
Voll Kräfte, die mir nicht bewusst,
Voll fremden Leides, fremder Lust;
Gnade mir Gott, wenn in der Brust
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl' ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muss der Furcht sich einen.
Ja, trätest aus Kristalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd' ich, und
Mich dünkt ich würde um dich weinen!

Für manche Literaturkritiker ist *Das Spiegelbild* das psychologischste Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff. Es beschreibt eine Grunderfahrung aller Menschen: Bewusst oder unbewusst von einem eigenen inneren unbestimmten „Phantom“ bedroht, fasziniert oder er-

schreckt zu werden. Oben haben wir schon vom „falschen Ich“ und der irreführenden Ego-Identifizierung und ihren Folgen gesprochen; es war die Rede vom Spiegelcharakter der Welt und des Menschen. Das „dämmernde Gesicht des Phantoms“ gehört gleicherweise zu unserer Lebenswirklichkeit – so natürlich wie unsere Bestimmung zur Gottesschau. Beide Pole sind Seiten unserer menschlichen Wirklichkeit – es sind unsere Licht- und Schattenseiten. Ohne sie ist der Eintritt in dieses Leben nicht möglich. Manche Menschen sträuben sich gegen diese Wahrheit, sie halten sich für Gutmenschen und glauben damit, einem gerechten Leben Genüge zu tun, in dem sie keine Verbrechen begehen. Doch sie kennen sich nicht – und das Phantom, das wilde Tier in ihnen, „schlummert“ bestenfalls in einem unbewussten Winkel ihrer Seele. Dort bleibt es die Quelle all ihrer Leiden und Schmerzen – ist die Ursache von Lüge, Habsucht, Rassenvorurteilen, Mord, Krieg, Selbstmitleid und Missbrauch. Es ist der Verursacher des Meers

voller Sünde, das uns umgibt. Die Dichterin sieht in ihrem Spiegelbild tatsächlich keine „zweite Seele“, sondern die Spiegelung ihres kreatürlichen Lebensschattens. Verbunden mit dem Ego, ist er Auslöser von Täuschung und Irrtum im Menschen. Er verdeckt die Sicht auf das wahre, geistige Selbst des Menschen und bleibt eine permanente Bedrohung auf dem Weg zur Erlösung. Dieses Phantom kann in einer Weise anwachsen, dass es einem Menschen wie eine zweite (Pseudo-)Seele vorkommt – bis er sich schließlich so weit in diesen Schatten verliert, dass er seine geistige Herkunft und Bestimmung völlig vergisst. Der Roman *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* von Robert Louis Stevenson (1850–1894) beschreibt recht gut dieses seelische Konfliktpotenzial im Menschen. Das Böse am Schatten ist, dass er sich als Phantom strukturiert und vorgibt, etwas zu sein – tatsächlich aber nichts ist. Er hält den Menschen an, die falsche Richtung einzuschlagen und verdeckt die Wahrheit, die ihn zum einzig befreienden Glück führen kann.

Der Schatten verkehrt die intentionale Ausrichtung des Menschen vom Leben zum ewigen Tod hin. Dieser Schatten/Phantom ist Folge der Symbiose zwischen physischem Leib (er ist sein Daseinsschatten) und seiner Geistseele. „Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach“, drückt ein Sprichwort diesen folgenreichen Aspekt unseres Daseins aus. Der Mensch ist in seiner bipolaren Wirklichkeit zwei mächtigen Kräften ausgesetzt, einer zentripetalen und der zentrifugalen Kraft.

Die zentrifugale Kraft hängt mit der physischen Dimension des Menschen (dem Fleisch) zusammen. Sie zieht ihre Aufmerksamkeit in die äußere Welt der Erscheinungen, zerstreut seine Energie und verwickelt ihn in Illusionen, Täuschungen, Irrtümern und endlosen Wünschen. Sie wird vom Ego besetzt, das seine Befriedigung aus den Bereichen von Macht, Ruhm und Wollen holt und die zentrifugale Kraft damit ständig verstärkt und aktiv hält. Jesus sagt dazu: „Was

nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber seine Seele einbüßt?“ (Mt 16,26). An anderer Stelle schreibt Paulus: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben; das Vergängliche erbt nicht das Unvergängliche“ (1 Kor 15,50). Die zentripetale Kraft zieht den Menschen nach innen, zum Wahren-Selbst, hin. Es ist der meditative Weg in die Mitte des eigenen Herzens, der mit dem Abzug der Sinne von der Vielfalt und Hinwendung zur Einheit, einhergeht.

Dieses wahre Selbst ist dazu bestimmt, Herr über das Leben zu sein – nicht das Ego. Es ist voller Glückseligkeit, Licht und unveränderlichem Guten im Menschen. Wenn sich der Mensch in Gier, Wut, Hochmut, Geiz und Illusionen verliert, bleibt es davon unberührt. In dem Maße aber, in dem das Wahre-Selbst die zentrifugale Kraft zurückweist, nimmt das falsche Ego mit seinen Schatten ab und Liebe, Glück, Friede und Reinheit nehmen zu. Das Ende allen Wol-

lens ist der Beginn der Glückseligkeit. Die dem Menschen innewohnende Wahrheit (vgl. Röm 2,14-15) gibt ihm die Erkenntnis von Gut und Böse – sozusagen ins Herz ein. Von allen Geschöpfen besitzt allein der Mensch Vernunft und Unterscheidungskraft. Er ist in der Lage, die Relationen seiner Existenz zu erkennen und so danach zu handeln, dass er das Glück dem Unglück vorzieht. Und doch will er die Wahrheit nicht wahrhaben oder handelt wider besserer Einsicht (und versteht sich hierin selbst nicht) und tut, was er eigentlich nicht tun will. Bevor der Mensch sich nicht mit aller Macht des Phantoms in seinem Inneren bewusst wird und es mit aller Entschlossenheit besiegt, bleibt er der gespaltenen Situation seines Daseins und der Neigung zum Bösen verhaftet. „Sucht die Nähe Gottes; dann wird er sich euch nähern ... läutert euer Herz, ihr Menschen mit zwei Seelen!“ mahnt Jakobus, ein Jünger Jesu, die Menschen (Jak 4,8). Petrus warnt: „Seid nüchtern und wachsam! Euer Widersacher, der Teufel, geht

wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann.“ (1.Petr 5,8) Der Löwe, ein Bild für die dunklen, stimulierenden Außenmächte, verschlingt jedoch nicht selbst den Menschen. Er weckt durch sein Brüllen den ruhenden Leopard (der unbesiegte Schatten), das ungezähmte Tier, im Inneren des Menschen – und der verschlingt ihn. Die innere Bestie im Menschen kann zu einem Ungeist im menschlichen Lebenshaus anwachsen und dieses regelrecht verwüsten. Jesus spricht davon in einem Gleichnis: „Wenn der unreine Geist von einem Menschen ausgefahren ist, so durchstreift er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht. Dann spricht er: „Ich will wieder zurückkehren in mein Haus, aus dem ich fortgegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er's leer, gekehrt und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt mit sich sieben andre Geister, die böser sind als er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie darin; und es wird mit diesem Menschen schließlich ärger, als es vorher war (Mt 12, 43 –

45).“

Manche (zunächst) erfolgreichen Wahrheitssucher und Wohltäter der Menschen, die mehrere Stufen der Erkenntnis hinter sich ließen, wurden kurz vor dem Ziel dennoch von ihrem Egoschatten überwältigt. Sie hatten der Macht ihres inneren Tieres (Mr. Hyde) zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet und es nicht restlos besiegt – und wurden verschlungen! Deswegen heißt er: der Schatten – das Phantom!

So muss sich der Mensch nicht sosehr vor bedrohlichen Außenmächten ängstigen, nicht vor denen, „die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können“ sondern vor dem, „der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann“ (vgl. Mt. 10,28) – dem Phantom, das schlummernd in jeder Menschen Seele ruht und den Menschen von seiner Ausrichtung auf Gott und dem Guten abzuhalten versucht.

Josef betritt schließlich das Arbeitszimmer und stellt sich der Dichterin. Nach einer kurzen Beschreibung ihrer Erscheinung und einigen Reflexionen über ihr Selbstgespräch wechselt das Thema. Es geht jetzt um die existentiellen Erfahrungen von Leid und der Sehnsucht nach bleibendem Glück und nicht zuletzt um die Frage der Vergänglichkeit. Warum muss ich leben, wenn ich doch wieder sterben muss? Was bleibt über den Tod hinaus? Warum musste das kleine Kind meines Nachbarn vom Auto überfahren werden – hätte es nicht ein Gott verhindern sollen? Warum gibt es keine Rettung für den krebserkrankten Vater – warum nur muss er so leiden? Die Naturkatastrophen – warum lässt Gott sie zu? Warum gibt es überhaupt das Böse in der Welt? Das sind Fragen, die Menschen seit Anbeginn begleiten und an denen viele verzweifeln, ihr Lebensglück oder ihre Lebenshoffnung verlieren. Im Letzten fixieren sie sich alle auf das als anstößig empfundene Vorhandensein des Todes. Das Leben ist schön, das Leben kann

hässlich sein. Es gibt Erfahrungen von höchstem Glück und unbeschreiblichem Leid, Liebe und Herzlosigkeit, Grausamkeit und Opferbereitschaft, abgründigem Dunkel und verklärendem Licht. Das Licht ist die Wahrheit! – die Liebe, der Pfad zur Antwort aller oben gestellten Fragen. Aus der Erfahrung des inneren Lichtes und der göttlichen Liebe stellen sich die Fragen nach dem Leid des Menschen aus einer anderen Perspektive. Die Antworten von dieser Ebene sind keine Vertröstung auf ein Jenseits, sondern weisen auf das hin, was wirklich ist. In den erfahrenen Momenten der reinen Liebe oder der Berührung mit dem geistigen Licht der Seele wird dem Menschen der grundtragende Sinn dieser Schöpfung – mit allem, was sie für die Menschen bereithält – absolut schlüssig. Es ist der Durchbruch durch die Vergänglichkeit von Zeit und Raum und offenbart, dass dieses Leben, mit all seinen Wechselbeziehungen und Dramen, eine große Erwählung, Bewährung – und Übergang, ist. Selbst im Schatten eines absoluten

Schreckens ruht die Seele dennoch geborgen in der Liebe des Ursprungseinen, der sie erschuf und behütet. Dahingehend kann man den (schon unten zitierten) Satz Jesu (Mt 10,28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch vor dem, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann“, ergänzen: „Fürchte dich nicht vor den äußeren Umständen, den Wechselfällen und Unglücken, die dir widerfahren – nutze angesichts der Unbeständigkeit deines Lebens umso mehr die Zeit zur Läuterung deiner Seele und vertraue dich dabei ganz Gott an.“

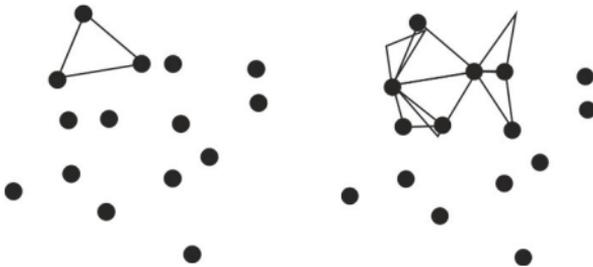
Die Begegnung mit der Dichterin endet und Josef verlässt das Arbeitszimmer. Es folgen einige Reflexionen über das zurückliegende Geschehene. Mit seiner Hoffnung auf eine Deutung der anderen zwei Symbole (Blume und Kreuz) endet das dritte Kapitel.

Blume

89-100

Das Kapitel beginnt, indem sich Josef und Herr Trift über die Blumenornamente des Sekretärs austauschen. Gedanken aus den vorherigen Kapiteln werden aus einer erweiterten Perspektive erneut reflektiert. Den Menschen mit einer Blume zu vergleichen, folgt Spuren aus der Heiligen Schrift. Im *Hohelied der Liebe* (2,1–2) spricht die Braut zu ihrem Geliebten: „Ich bin eine Blume auf den Wiesen des Scharon, eine Lilie der Täler.“ Mehr noch wird die Blume als Bild der Vergänglichkeit des Menschen herangezogen: „Des Menschen Tage sind wie Gras, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, an dem sie stand, weiß von ihr nichts mehr.“ (Ps103, 15–16). Noch einmal wird auf die Dualität von Licht und Schatten im Leben des Menschen Bezug genommen; und auch der Gedanke vom Menschen als Mikrokosmos wird dem Leser ins Gedächtnis zurückgerufen. Im Sinne der Weisheit spricht sich Herr Trift für die

Sinnhaftigkeit und Zielgerichtetheit des menschlichen Lebens aus. Der Mensch erfährt sich bei entsprechender geistiger Einsicht als Teil eines großen, harmonischen Ganzen. Wie das noch so kleine Steinchen einen ihm zukommenden Platz im Mosaik hat, so nimmt auch der Mensch mit seiner einzigartigen Wesenheit seinen Platz im Schöpfungsplan ein. Josef nimmt die Aussage von Herrn Trift zum Anlass, die These: „Alles ist Zufall“, ins Gespräch einzubringen. Herr Trift veranschaulicht seine Ansicht von einem der Schöpfung immanent zukommenden Ordnungscharakter mit einem Vergleich aus der Mathematik.



Einfache, hingestreute Kugeln bilden Koordinaten, aus deren innerstem Verhältnis heraus sich strukturelle Gesetzmäßigkeiten ableiten lassen. Josef schließt aus dem Gesagten, dass es zwei fundamental unterschiedliche Weltauffassungen gibt. Letztlich geht es dabei nur um den (schon erwähnten) Unterschied zwischen einem rein materialistischen und einem geistig-spirituellen Weltverständnis.

Konsequenzen aus dieser Beobachtung werden von Herrn Trift dargestellt. Sie sind auf die einfache Formel zurückzuführen, dass die Haltung des Materialismus die Folge einer Selbstentfremdung des Menschen von seinem Geistwesen darstellt. Die scheinbare wissenschaftliche „Emanzipation“ des Menschen in die Autonomie eines neuzeitlichen Personenverständnisses hinein, ist aktuell zu einem egozentrischen Totalitarismus der menschlichen Selbstsucht verkommen. Die daraus resultierenden verhängnisvollen Folgen werden angedeutet – die zur Erfah-

rung des wahren Glücks notwendige Abkehr des Menschen aus seiner Egoverfallenheit erneut dargelegt.

Josef geht (nach Ende der Darlegungen des Herrn Trift) nicht weiter auf das Thema ein, sondern schildert eine Begebenheit, die er (wiederum) an einem Fluss erlebte. Nicht die Reflexion über die Vergänglichkeit ist es, die ihn dieses Mal betrifft, sondern die Erfahrung einer Einheitsschau. In ihr wurde ihm die Erkenntnis eines ruhenden Pols hinter den wechselhaften Bewegungen der Natur geschenkt, nämlich die lichthafte Gegenwart Gottes hinter allen Dingen. Die von ihm geschilderte Erfahrung steht in Verbindung mit der christlichen Tradition lichtmystischer Erlebnisse. Erinnern wir uns an die Psalmenstelle 36,10: „Bei dir (Herr) ist die Quelle des Lebens, in deinem Licht schauen wir das Licht.“ Gott wird in diesem Psalm ein lichthafter Charakter zugesprochen, der sich durch die ganze Tradition jüdischer und christlicher Theologie

zieht. Innerhalb der Ostkirchen hat er eine besondere Bedeutung entwickelt.

Der alttestamentliche Prophet Jesaia lässt an dem Rang des Lichtes Gottes keine Zweifel aufkommen: „Bei Tag wird nicht mehr die Sonne dein Licht sein, und um die Nacht zu erhellen, scheint dir nicht mehr der Mond, sondern der Herr ist dein ewiges Licht, dein Gott dein strahlender Glanz“, (Jes 60,19). – Jesus greift dieses Wort später auf, um seine Stellung und unmittelbare Beziehung zu Gott zu verdeutlichen: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben“, (Joh 8,12). Gleichzeitig wird auch der menschlichen Seele (als einziger und allein fähiger Wirklichkeitsanteil des Menschen, um mit Gott zu kommunizieren) ein lichthafter Charakter zugesprochen. So heißt es z. B. bei dem jüdischen Philosophen Philo von Alexandrien (ca. 30 v.C. bis 40 n.C.): „Was ist glänzender oder strahlender als die

göttliche Vernunft, da nur durch den Anteil an ihr auch die anderen Wesen den Nebel und das Dunkel bannen können in ihrer Sehnsucht nach der Erkenntnis des seelischen Lichtes“ (*Allegorie* III, 59). Notwendig muss also alles, was der reinen Seele in ihrer gnadenhaften Begegnung mit Gott umgibt, lichthaft erscheinen. Gregor der Große (* ca. 540) schildert und erklärt in seinen *Dialogen* (XXXV) sehr anschaulich, was man sich unter Gottesschau der Seele vorzustellen hat: „Als es Zeit zum Schlafengehen war, begab sich Benedikt in den oberen Teil des Turmes, in dessen unteren Raum sich der Diakon Servandus zurückzog. Es verband eine Stiege, das obere und das untere Stockwerk. Vor dem Turm befand sich ein breites Gebäude, in dem die Schüler beider schliefen. Die Brüder ruhten noch, als der Mann Gottes schon wachte und vor ihnen das nächtliche Gebet begann. Er stand am Fenster und betete zum allmächtigen Gott. Während er so in frühester Stunde hinausblickte, sah er plötzlich, wie sich ein Licht von oben her ergoss,

die ganze Finsternis der Nacht verscheuchte und so hell aufleuchtete, dass dies in der Finsternis strahlende Licht den Tag übertraf. Etwas sehr Wunderbares war mit dieser Erscheinung verbunden; es wurde ihm nämlich, wie er später selbst erzählte, auch die ganze Welt wie in einem einzigen Sonnenstrahl vereinigt vor Augen geführt. Indem der ehrwürdige Vater den Blick unverwandt auf den Glanz dieses Lichtschimmers richtete, sah er die Seele des Bischofs Germanus von Capua in einer feurigen Kugel von Engeln zum Himmel emporgetragen ...

Der Seele, die ihren Schöpfer sieht, schwindet die ganze Schöpfung zusammen. Mag sie auch noch so wenig vom Lichte des Schöpfers erschauen, so wird ihr doch alles klein, was geschaffen ist. Denn durch das Licht der inneren Beschauung wird das Innerste der Seele erweitert und dehnt sich so in Gott aus, dass sie über die Welt hinausgehoben wird, ja die Seele des Beschauenden wird über sich selbst hinausge-

hoben. Wenn sie so im Lichte Gottes über sich selbst hinaus entzückt wird, erweitert sie sich in ihrem tiefsten Innern; und wenn sie aus ihrem erhöhten Zustand unter sich hinabschaut, begreift sie, wie klein das ist, was sie im erniedrigten Zustand nicht zu begreifen vermochte. Der Mann Gottes, der die Feuerkugel und die in den Himmel zurückkehrenden Engel sah, konnte dies ohne Zweifel nur im Lichte Gottes schauen. Was Wunder also, wenn der die Welt vor sich in eins zusammengefasst sah, der im Lichte des Geistes aus der Welt hinausgehoben war? Wenn man aber sagt, dass die Welt vor ihm in eins zusammengefasst war, so waren Himmel und Erde nicht verkleinert, sondern die Seele des Schauenden erweitert, der, in Gott entrückt, ohne Schwierigkeit alles übersehen konnte, was niedriger ist als Gott. Indem also jenes Licht seinen äußeren Augen erglänzte, war ein inneres Licht in seiner Seele, das seinen Geist in den Himmel entrückte und ihm zeigte, wie eng begrenzt alles Irdische ist.“

Herr Trift nimmt den Erfahrungsbericht des Josef zum Anlass, Grundsätzliches über die Bedeutung unserer Wahrnehmungen zu sagen. Tatsächlich hängt die tiefere Erkenntnis der uns umgebenden Dinge (und uns selbst) von der Tiefe oder der Höhe unseres Bewusstseins ab. Der uralte Satz, „dass nur Gleiches, Gleiches erkennt“, trifft hier voll zu. Nur, wer eigene Seelenerfahrung hat, kann die Seele eines anderen erfahren, nur wer geistige Verwirklichung besitzt, kann in die tieferen Geheimnisse der uns umgebenden Wirklichkeit, die die des ganzen Universums ist, eintreten.

Herr Trift schließt mit der Bemerkung, dass die verwirklichten und erleuchteten Meister (alter Zeit) diese Qualitäten besaßen und sie über gestalterische Mittel zum Ausdruck bringen konnten. Damit ahmten sie in größtmöglicher (intuitiver) Weise im Schaffen ihrer Werke dem Schaffen des Schöpfers aller Dinge nach. Das Ergebnis entstammte demgemäß der Quelle des wahren

ren Selbst. Es vermittelt lebendige, weisheitliche Ordnung und schenkt die Erfahrung eines ganzheitlichen (unzerrissenen), heilen (oder heilenden) Lebensgefühls.

Durchgehung

103-117

Das fünfte Kapitel der Burggespräche beginnt mit einem Gespräch über den Stand der Arbeiten bei dem Sekretär. Im weiteren Verlauf findet Josef im Innern des Schreibrandes einen geheimnisvollen Brief. Sein Inhalt bildet den Hauptteil dieses Kapitels. Dieser Brief ist das Antwortschreiben eines Kunstmalers, der sich am Ende des Briefes mit dem Pseudonym „Eneas“ benennt. Er ist an einen in Paris lebenden Freund, „Odysseus“ gerichtet. Bei diesem „Odysseus“ handelt es sich (fiktiver Weise) um Johann Heinrich Voß (1751–1826), den bedeutenden Übersetzer der Odyssee von Homer. Datiert ist das Schreiben mit dem 16. Juli 1801. Damit fallen die Zeitumstände des Briefes in die unru-

higen Jahre der napoleonischen Herrschaftsansprüche in Frankreich und Europa. Aus Hinweisen im Brief und den Umständen seines Auffindens ist ersichtlich, dass das Schreiben den Adressaten nie erreicht hat und der Absender kurz nach dem Verfassen des Briefes gestorben sein muss. Der Brief bekommt dadurch den Charakter eines Testaments und tatsächlich vollzieht der Briefschreiber ein kurzes Resümee über sein Leben und seine wichtigsten Erfahrungen am Abend desselben. Zunächst geht er auf die politische Situation der Zeit – und die Haltung seines Freundes dazu – ein. Dann reflektiert „Eneas“ seine persönliche Lage, er schaut dabei sowohl auf die zurückliegenden Jahre, wie auf seine momentane Situation. Man erfährt etwas über die zeitgeschichtlichen Umstände des Fürstbistums Konstanz und seiner Bischöfe. Herzstück des Briefes sind die Betrachtungen über den wahren Sinn des menschlichen Strebens vor dem Hintergrund vieler abgründiger Fehleinschätzungen, denen der Mensch nach

Ansicht des „Eneas“ unterliegt. Schließlich endet der Brief mit einer letzten Einschätzung zur politischen Situation sowie der Erwähnung gesundheitlicher Probleme des Briefschreibers.

Josef bietet sich an, den Brief noch am selben Abend in den Archivturm zu bringen. Das führt ihn über mehrere Stationen durch die Museumsräume der Burg, die je im Einzelnen dem Leser kurz vorgestellt werden. Über die Waffenkammer geht es zur Burgschmiede und von dort zum sogenannten Christusbrunnen –, alles Örtlichkeiten, die heute noch öffentlich zu besichtigen sind. Vom Christusbrunnen führt ihn der Weg weiter über den Rittersaal in den Hohenstaufengang, wo sich Josef mit einer kurzen geschichtlichen Reflexion über Konradin von Hohenstaufen aufhält. Das plötzlich aufbrechende Unwetter mit dem Ausfall der Gangbeleuchtung lenkt seine Aufmerksamkeit auf die Burgkapelle – die nächste Station auf dem Weg zum Archiv.

Kreuz

121-134

Josef begibt sich zur alten Burgkapelle und stößt auf Franz, der sich meditierend darin aufhält. Der Begriff Meditation wird heute in vielfältiger Weise gebraucht. Im Gegensatz zu manchen Missverständnissen handelt es sich dabei nicht um eine exportierte asiatische Praxis (wenngleich in Bezug auf die Körperhaltung einige gute Anregungen übernommen wurden). Tatsächlich entspringt die Meditation (bis hin zu ihrer Namensgebung) wertvollen frühchristlichen Traditionen. Im Mittelalter wurde sie zur anspruchsvollen, geistlichen Übung weiterentwickelt. Seitdem gehört sie zum festen Gebetsbestand der Mönche. Darin hat sie Teil an der Kultur der Stille im Abendland. Im Zurücklassen aller Vorstellungen, im Loslassen aller Anstrengung und im unmittelbaren Wahrnehmen des gegenwärtigen Augenblicks öffnet die Meditation den Übenden zur Kontemplation: „Die lebendige Erfahrung des göttlichen Grundes in uns

selbst und in allen Dingen“ (*Meister Eckehard*).

Die Meditation (lat. „meditatio“/„das Betrachten über“; auch in der Bedeutung, „zur Mitte ausrichten“, von lat. „medius“/„die Mitte“ oder „in medium ire“/„in die Mitte gehen“) ist Vorstufe und Eingangstor zur Kontemplation, in der die Wahrnehmung des eigenen Seelengrundes – und die Anwesenheit Gottes in ihm – erfahrbar werden können.

Der englische Benediktiner und spirituelle Leiter der World Community for Christian Meditation, Laurence Freeman, hat in seinem Buch *Jesus, der Lehrer in dir*, eine gute Übersicht über Tradition und Inhalte christlicher Meditation gegeben. Er stellt darin fest, dass das, was vielen als neuartig erscheint, „sich in den Lehren der ersten christlichen Mönche findet“. Später geriet es jedoch in Vergessenheit. Weiter sagt er dazu: „Im Laufe der letzten Jahrhunderte wurden die tiefen Wurzeln der meditativen Praxis im christlichen Leben

vernachlässigt und weithin vergessen. Deshalb stoßen sie bei ihrer Wiederentdeckung oft auf Misstrauen. Diejenigen, die andere in religiösen Dingen unterweisen, haben nicht gelernt, zu meditieren.“ Mit dem Verlust kontemplativer Übung geraten nach der Erfahrung der alten (und neuen) geistlichen Lehrer auch die anderen Gebetsübungen in Schieflage. Freeman weiter: „Das gewöhnliche christliche Gebet hat unter dem Verlust seiner kontemplativen Dimension gelitten. Ohne sie neigen all diese verschiedenen Formen dazu, sich auf die Umlaufbahn, um das Ego des Betenden einzuschwingen ... ohne die kontemplative Dimension besteht die Gefahr, dass jede Form des Gebetes zu einem rein formalen Akt wird: ein bloßes Ritual, neurotisch, zwanghaft, selbstbezogen“. Aus dieser Beobachtung resultiert für Freeman, dass sich Religion und Spiritualität weitestgehend voneinander entfernt haben. Die Wiederentdeckung der Meditation kann für ihn ein Weg sein, Religion und Spiritualität wieder zusammenzuführen. Denn:

„Tiefere Spiritualität bedeutet tieferes Gebet. Und von der Qualität des Gebetes hängt es ab, wie gesund eine Religion ist.“ „Die kontemplative Reise eines Christen“, bezieht sich nach Freeman deshalb, „immer auf das lebendige Wort der Lehre Jesu und auf seine geistige Präsenz in und unter uns“. Sie ist: „... eine immer tiefer gehende Begegnung mit dem Christusbewusstsein (= dem allgegenwärtigen Wort/Logos Gottes). Wir begegnen dem Auferstandenen Jesus sogar dann, wenn wir ihn bisher nicht ganz erkennen oder beim Namen nennen“. Meditieren bedeutet für Freeman deshalb: „... Die Richtung ändern, und zwar nicht nur im Hinblick auf das eigene Verhalten, sondern auch in Bezug auf die grundlegenden Bewusstseinsprozesse ... Meditation legt den Grundstein für eine völlig neue Art, zu sein“. Somit geht es in der Meditation, „nicht so sehr um unsere Beziehung zu Gott, als vielmehr um unser Einssein mit Gott“. Und dies mit Leib und Seele. Bei der Meditation kommt der rechten Körperhaltung große Bedeutung

zu. Es geht ja um Versenkung, die allein schon durch das längere Sitzen eine Aufmerksamkeit auf den Atem und Haltung des Leibes fordert. Leib und Seele schwingen zusammen. Durch eine entsprechende Körperhaltung wird die Wachheit der Seele gefördert – durch den Vorgang des meditativen Gebetes die Haltung des Betenden verbessert. Das ist auf uralte Erfahrung zurückgehendes Wissen.

Das im England des 14. Jahrhunderts entstandene *Buch von der mystischen Kontemplation*, die *Wolke des Nichtwissens*, widmet diesem Gegenstand sein ganzes 61. Kapitel: „Sobald die Seele sich ernsthaft diesem Werk (der Meditation/Kontemplation) widmet, wird plötzlich, ohne dass es der Ausübende bemerkt, der Leib, der vielleicht vor der Übung, wie um sich zu entlasten, etwas nach unten, auf die eine oder andere Seite neigt, durch die Kraft des Geistes wieder aufgerichtet, womit also der Leib in Ähnlichkeit der äußeren Haltung dem Werk des Geistes zu

entsprechen sucht; und dies ist auch ganz und gar angemessen.“ Theophanus, der Einsiedler, (+ 1894) rät primär den Anfängern, sich keineswegs in der Körperhaltung gehen zu lassen: „Wir sollen wie eine Geigensaite sein, abgestimmt auf einen bestimmten Ton, in einer Wohlgespanntheit, das heißt, der Körper ist aufgerichtet, die Schultern gelassen, die Kopfhaltung locker und alle Muskeln sind entspannt.“

Franz beendet schließlich seine Meditation, und es kommt zu einem doppelsinnigen Spiel um den Begriff, Tempel. Es ist eine Anspielung auf die schon erwähnte Bedeutung der Kontemp(e)l-ation. In freier Übersetzung könnte Kontemplation auch mit „Eintritt in den Tempel“, übersetzt werden. Damit weist er einen direkten Bezug zu Aussagen des Paulus in seinem 1. und 2. Korintherbrief auf: „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1.Kor 3,16). Etwas weiter sagt er (1.Kor

6,19): „Oder wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt...“, und schließlich: „Wir sind der Tempel des lebendigen Gottes“ (2 Kor 6,16). In der Gewissheit ihres Tempel-sein wird sich die Seele ihrer umfassenden Freiheit, die sie aus ihrer Beziehung zum göttlichen Geheimnis besitzt, in voller Tragweite bewusst.

Der Jesuit Giovanni Battista Scaramelli (1687–1752) fasst das in seinem Schlüsselwerk, *Anleitung in der mystischen Theologie*, so zusammen: „Die Menschen sollen in ihren Gebeten Gott nicht außer sich, sondern stets im Inneren ihrer Seele suchen, wo er seinen eigentlichen Sitz hat, wie in einem Tempel, um geliebt und angebetet zu werden“. Nach Gregor von Nyssa geschieht das: „Im Abwenden der Seele vom Äußeren und ihrer Einkehr in sich selbst, das Ablegen aller bildlichen und begrifflichen Erkenntnisse und die Reinigung der Seele von allem,

was sie nicht selbst ist.“

Die in den Aussagen des Paulus ausgedrückte Unmittelbarkeit zwischen Gott und der menschlichen Seele (als das Heiligtum des Leib-Seele-Tempels des Menschen) mag manchen Leser (in ihrer Ausdrucksstärke) überraschen. Freilich ist sie schon im Alten Testament grundgelegt. So heißt es bei Ijob (12,10): „In seiner (Gottes) Hand ruht die Seele allen Lebens und jeden Menschenleibes Geist.“ Die Aussage im Buch Lev 26,11: „Ich (Gott) schlage meine Wohnstätte in eurer Mitte auf“, darf in diesem Sinne durchaus spirituell gedeutet und die „Mitte“ als Seele verstanden werden. Sinngemäß betet der Psalmist (Ps 62,6): „Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe.“ Die Worte des Franz: „So wird der innerste Raum der Stille berührt“, (vgl. Ps 62,6) drücken aus, dass es sich bei dem innersten (lichten Bewusstseins-) Raum der Seele um einen „Ort“ mystischer Stille handelt. „Der Gerechte (zur Gottesbeziehung fähige) geht in die Ruhe

Gottes ein“, lehrt entsprechend das alttestamentliche Buch der Weisheit (4,7).

Mit der assoziativen Antwort des Josef: „Gott wird als ein ruhender Gott gelehrt“, wird auf das bedeutende (geistlich-theologische) Thema der Ruhe- oder Kontemplation Gottes hingewiesen. Dass die Kontemplation der menschlichen Seele (also Selbst-Bewusstwerdung der Seelen-„Mitte“) Teilhabe an der Kontemplation (der ewigen in sich selbst bestehenden Ruhe) Gottes ist, gehört zum theologischen Grundbestand. Diese Wahrheit folgt der Selbstoffenbarung Gottes, seiner philosophischen Wesensbestimmung, sowie der Wesensbestimmung der von Gott erschaffenen menschlichen Seele und ihr daraus resultierendes Verhältnis zu ihrem Daseinsgeber. Die Evidenz dieser schon unten ausführlich kommentierten Zusammenhänge braucht hier nicht weiter dargestellt zu werden. Zentrale Bibelstelle zur Kontemplation Gottes ist Genesis 2,2, wo es heißt: „Am siebten Tag vollendete

Gott das Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk vollbracht hatte.“ Jesus verdeutlicht Rang und Stellung, die der Kontemplation (in der Beziehungsaufnahme zu Gott) zukommt, in dem berühmten Gleichnis von Maria und Marta (Lk 10, 38–42). Johannes Cassian (360 – 435) legte diese Stelle in seinem Buch *Collationes patrum* ganz im Sinne der inneren Gottessuche aus: „Als Marta sich in vielseitiger Geschäftigkeit abmühte und sah, dass sie es allein nicht schafft, erbat sie vom Herrn die Hilfe ihrer Schwester und sagte: ‚Sorgt es dich nicht, dass meine Schwester mich allein lässt bei der Arbeit? Sag ihr doch, dass sie mir helfen soll!‘ Wahrhaftig, sie rief sie nicht zu einem nichtigen Werk, sondern zu einem lobenswerten Dienst. Und doch, was hört sie vom Herrn? ‚Marta, Marta, du bist besorgt und kümmerst dich um Vieles; aber es ist Weniges oder auch nur eines notwendig; Maria hat den guten Teil erwählt, der nicht von ihr genommen wird.‘ Ihr seht also, dass der Herr das größte Gut in die

Beschauung allein, also in die göttliche Kontemplation gesetzt hat. Deshalb urteilen wir, dass die übrigen Tugenden, obwohl wir sie für notwendig und nützlich erklären, doch auf die zweite Stufe zu stellen seien, weil sie alle zur Erreichung dieser einzigen erworben werden. Denn indem der Herr sagt: ‚Du bist besorgt und kümmerst dich um Vieles; weniges aber oder auch nur eines ist notwendig,‘ – setzt er das höchste Gut nicht in die tätige Übung, so lobenswert und reich an vielen Früchten sie auch ist, sondern in die Beschauung Seiner, die wahrhaft einfach und eine ist. So verkündet er, dass zur vollkommenen Glückseligkeit wenig notwendig ist, das meint zu jener Beschauung, die ... mit Gottes Hilfe zu dem kommt, was das Eine genannt wird, die Anschauung Gottes allein“, (8. *Von dem Hauptstreben nach Beschauung der göttlichen Dinge*). Die Haltung der Maria, die von Jesus ausdrücklich lobend hervorgehoben wird, besteht demnach im Schweigen und Hören –, denen das Suchen der Nähe Gottes, das gesam-

melte und aufmerksame vor ihm sitzend (verharren), vorausgehen.

Eine Schrift, die Kallistos, einem ostkirchlichen Eremit des 14. Jh. zugesprochen wird, legt die Bedeutung des bild- und wortlosen Schweigens vor Gott sehr gut dar. Die folgenden Stellen sind der *Philokalie* – einer ostkirchlichen Textsammlung geistlicher Väter entnommen: „Nachdem der Geist in den Bereich der göttlichen Verborgtheit emporgestiegen ist, übt er sich naturnotwendig im Schweigen. Denn er hat sich mit der Einfachheit vereint und wird folglich in einheitlicher Weise durch die Teilnahme am (Heiligen) Geist durch das Eine erleuchtet, welches jede Erwägung überragt. Was nämlich sollte er auch sagen, nachdem er über seine Geistigkeit hinausgelangt ist sowie aus jeder Einsicht getreten ist und vollständig nackt ist, da er über der geistigen Tätigkeit steht? Denn wenn ihm sozusagen noch ein Wort bleibt, dann ist er offensichtlich auch geistig tätig. Es kommt ja je-

des Wort nach der Einsicht. Und wenn er seine geistige Tätigkeit auf etwas richtet, wie ist er dann in den Bereich der Verborgenheit getreten? ... er ist bisher nicht so weit emporgestiegen und auch noch nicht in die göttliche Verborgenheit gelangt, solange er noch sprechen kann; denn er ist geistig tätig. Das Verborgene jedoch ist nicht zu erwägen und darum auch über dem Wort. Wenn also der Geist in den Bereich der göttlichen Verborgenheit emporgestiegen und geeint worden ist, übt er sich folglich im Schweigen – nicht freiwillig, sondern naturnotwendig, da er auf einheitliche Weise von dem Einen erleuchtet wird, welches jede Erwägung überragt.“ Mit „einfaches Eine“, bezeichnet Kallistos nach alter Tradition Gott. Wenn er sagt: „Das Verborgene jedoch ist nicht zu erwägen und darum auch über dem Wort“ meint er, natürlich hier und an anderer Stelle, das Wort (den Gedanken) des Menschen – nicht das göttliche Wort bzw. den Logos. Die drei zitierten Abschnitte zeigen die Konsequenzen der Be-

gegnung des Menschen mit Gott, die sich nur in absoluter Nacktheit, bildlos im Schweigen vollzieht.

Die geistige Praxis des bewussten Schweigens vor dem verborgenen Gott ist echtes Gebet – allerdings ohne Worte und ohne Gedanken. Es ist Beten auf der Seins-Ebene des Menschen. Gebet durch Aktualisierung des eigenen reinen Seins vor Gott. Damit geht die Erfahrung einher, dass unabhängig von der ausgehenden Gebetsform jeder (menschliche) Geist, der zu dem verborgenen und einfachhin Einen (Gott) emporgestiegen ist, sich naturnotwendig im Schweigen übt.

Der griechische Mönch Nikitas Stethatos, (gestorben um 1090) fasst die Auswirkungen des Schweigens (bei der geistlichen Beschauung) in seiner Schrift über die *Reinigung des Geistes*, so zusammen: „Einsame Ruhe (aus dem Schweigen) ist ein unbehelligter Zustand des Geistes, eine

Stille der Freiheit und des Jubels der Seele, ein Stehen des Herzens in Gott frei von Unruhe und Wogenschwall, eine Schau von Licht, Erkenntnis göttlicher Geheimnisse, ein Wort der Weisheit aus einem reinen Denken, ein Abgrund von Einsicht über Gott, eine Entrückung des Geistes, eine Unterhaltung mit Gott, ein offenes (geistiges) Auge (das nicht aufhört, das Licht göttlicher Weisheit aufzunehmen), ein geistiges Gebet, ein müheloses Ausruhen unter großen Mühen und schließlich, die Vereinigung und Verbindung mit Gott“. Die „einsame Ruhe“, die der Mönch Nikitas beschreibt, steht in enger Beziehung zu den überlieferten Gebetsgewohnheiten Jesu. Jesu Leben war von einem starken Wechsel zwischen Verkündigungstätigkeit und Rückzug an einsame Orte getragen. Die Voraussetzung für dieses Leben aus dem Gebet lehrte er unentwegt allen Menschen. Sie besteht in der Unterscheidung zwischen unseren egozentrischen (sinnesbedingten) Neigungen und der in uns ruhenden geistig-seelischen Wirklichkeit, die uns allein

den Weg zum wahren und bleibenden Glück erschließt.

Mit einer kurzen Abschweifung über die Bedeutung der Christusikone und dem Rang der Heiligen Schrift für den geistlichen Erkenntnisweg werden Themen der klassischen Aszese behandelt.

Aszese (gr. askesis = Übung/einüben in etwas) stellt die konkrete, je persönliche Einübung ethischer Weisungen bezüglich des Denkens, Redens und Handelns eines Menschen dar. Sie dient der Reinigung und Beherrschung der sinnlichen Triebe und der Überwindung der egozentrischen Seiten unserer menschlichen Natur. Sie beinhaltet alles, was diesen Zielen dient: mündliches und inneres Gebet, Meditation und Kontemplation, Sakramentenempfang, Lesung geistlicher Schriften, Einüben von Verzicht in unterschiedlichsten Bereichen, Leitung durch einen Geistlichen Begleiter/Begleiterin,

Praktizieren von Nächstenliebe und gelebte Opferbereitschaft. Nach christlicher Tradition erfolgt der durch Gebet, Ascese und geistliche Übungen erfolgte Fortschritt in den drei Stufen: Reinigung, Erleuchtung und Einigung. In einer Zurücknahme seiner Egozentrik reinigt sich der Mensch von seinen Fixierungen auf die Bereiche von Wollen, Sein und Macht. Er gewinnt dadurch eine Reinheit des Geistes, die ihn zur Hingabe an das Göttliche fähig macht. Durch Gebet und geistliche Übung erlangt der Mensch die Fähigkeit, den tiefen Regungen seines Geistes zu folgen. Das Herz wird von den Verwirrungen der äußeren Welt geheilt und empfängt eine klare Einsicht von der Wirklichkeit Gottes. Einigung ist die Empfindung der göttlichen Geheimnisse, die in den Dingen und Ursachen verborgen sind. Sie geht einher mit einer unaufhörlichen, liebenden Regung des Menschen zu Gott, in der er im Licht seines erleuchteten Geistes Gott gnadenhaft schauen darf. „Wir aber haben nicht den Geist der Welt empfan-

gen, sondern den Geist, der aus Gott stammt, damit wir das erkennen, was uns von Gott geschenkt worden ist“, sagt Paulus (1 Kor 2,12).

Der syrische Mystiker und Mönch Isaak von Nive (ca. 600–650) hat in seiner Schrift *Über die verschiedenen Stufen der Erkenntnis*, die Zusammenhänge von Weltlichkeit (die von Paulus eigentlich gemeint ist) und Fortschritten in der geistlichen Erkenntnis, folgendermaßen dargestellt: „Niemand kann Gott nahen, er entferne sich denn von der Welt (=Anhänglichkeit an egozentrische Scheinwirklichkeiten). Unter dieser Entfernung verstehe ich jedoch nicht die Entwertung unserer (realen) Leiblichkeit, sondern die Befreiung von leiblichen (= egoistischen) Sorgen. Und „Welt“ ist nichts anderes als der gemeinsame Name für alle einzelnen Leidenschaften (und unbereinigten Affekte), mit anderen Worten: „Welt“ ist der Wandel nach dem Fleisch (= Ego) und nach fleischlicher (egozentrischer) Gesinnung. Die Tugend (= Taugen/Tauglichkeit)

besteht darin, dass der Mensch in seinem Geist von der „Welt“ leer wird. Solange sich die Sinne um das Äußere kümmern, kann das Herz nicht zur Ruhe kommen.“

Über Tausend Jahre später wird der Theologe Karl Rahner in seinem 1966 gehaltenen Vortrag *Neue Aszese des selbstgesetzten Maßes* eine Frucht seiner Zeitanalyse vorlegen, die mit Blick auf heute nicht mehr nur eine innerchristliche Bedeutung, sondern gesamtgesellschaftliche Botschaft in sich trägt: „Das Maß kommt nicht mehr von außen. Der Mensch muss es sich selbst frei setzen. Und das ist eine neue Weise der christlichen Aszese (= Einüben der Tugenden durch Verzicht und Rücknahme egozentrischer Verhaftungen), die – gerade weil sie vernünftig auftritt – das heroisch Spektakuläre der früheren Aszese-Aktion nicht mehr in sich trägt ... Diese Konsumaszese – aber auf allen Gebieten! – ist schwer. Sie wird im Grunde aufs Ganze der Menschen und dort, wo nicht eine gewisse

Antriebsschwäche dem Menschen die Last freier Entscheidungen abnimmt und ihn gegen den Trend einer konsumgierigen Gesellschaft mit ihrer Suggestion neuer Bedürfnisse immun macht, auf allen Gebieten des menschlichen Lebens nur von dem geleistet werden, der auf Gott hin offen ist und darum ernsthaft einen Verzicht annehmen kann... Dieses selbstgesetzte Maß ist heute im Unterschied zu früher weithin nicht mehr allgemein institutionalisierbar. Aber es darf nicht bloße Theorie und abstraktes Gebot bleiben. Es muss leitbildliche, produktive, konkrete Gestalt annehmen, aus Sittlichkeit eben Sitte, Ethos und gute Gewohnheit werden.“ Rahner skizzierte in diesen knappen Worten das Weltethos des 21. Jahrhunderts – das entweder ein Verzichtübendes sein wird, „oder es wird nicht mehr sein.“

Aus Freude über das Besprochene stimmt Josef einen mittelalterlichen Reim an, der die erlangte Gottesschau des Beters im typologisier-

ten Bild der mystischen Hochzeit besingt. Franz ergänzt ihn dahingehend. Nach einem Übergang durch Stille eröffnet Josef durch erneutes Fragen den Gesprächsabschnitt über das Bild mit dem Lebensbaum Christi.

Der Symbolgehalt des sogenannten Lebensbaumes spannt seinen Bogen zwischen dem ersten und dem letzten Buch der Bibel. Im Buch Genesis (2,9) finden wir seine erste Erwähnung in der Mitte der heilen paradiesischen Ordnung: „Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens.“ Er ist das Zeichen der puren Lebens- und Einsichtsvermittlung Gottes, aber auch seines verborgenen Heilsgeheimnisses in Bezug auf die Menschen.

Im Alten Testament steht der Lebensbaum in enger Verbindung mit der religiösen Bedeutung des Weltenbaummythos der umliegenden Kul-

turen. Im Iran und Indien glaubte man, dass sich der erste Mensch (der mythische Vorfahr oder Urmensch) von den Früchten des Lebensbaumes ernährt und nur bei ihm Unsterblichkeit erhält. Nach sumerischer Auffassung befand sich der Lebensbaum im himmlischen Eridu, wo auch das Wasser des Lebens fließt. In der neuplatonisch-gnostischen Lehre der Kabbala ist der Lebensbaum Mittelpunkt der Schöpfung, von dem die Seelen der Menschen stammen. Die Sprüche Salomons (3,18 f) bringen den Lebensbaum mit der Erlangung göttlicher Weisheit in Verbindung. Sie wird als die eigentliche lebensvermittelnde Kraft Gottes verstanden und in unmittelbarer Verbindung mit seinem Leben erschaffenden (und erhaltenden) Wort – dem Logos – gesehen: „Wohl dem Mann, der Weisheit gefunden, dem Mann, der Einsicht gewonnen hat ... ihre Wege sind Wege der Freude, all ihre Pfade führen zum Glück. Wer nach ihr greift, dem ist sie ein Lebensbaum, wer sie festhält, ist glücklich zu preisen. Der Herr hat die Erde mit

Weisheit gegründet und mit Einsicht den Himmel befestigt.“ In der Erscheinung von Jesus Christus (der ewigen Weisheit Gottes, vgl. 1 Kor 1,23-24) fallen die Bedeutungsträger des Kreuzes von Golgatha (an dem Jesus hingerichtet wurde) und des Lebensbaums des Paradieses zusammen. Sie verbinden sich zu der eigentümlich christlichen Symbolik, in der das Kreuz (als Erlösungsort von Menschheit und Welt) die Gestalt eines blühenden Kreuzbaumes annimmt. Der Kreis, der biblischen Lebensbaumsymbolik schließt sich in der neuen Wirklichkeit des himmlischen Jerusalem, von der es heißt (Off 2,7): „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer siegt, dem werde ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradies Gottes steht.“ Das Thema des Lebensbaumes zog seine Spuren später auch durch die klassische Literatur. Zwei Beispiele aus dem jüngeren deutschen Schriftgut sollen es veranschaulichen: Karoline von Günderode (1780–1806) legt in ihren *Poetischen Fragmenten* dem

Propheten Mohamed die Worte in den Mund: „Sterne! Gewaltig sind eure Schritte in euren Bahnen; das Rauschen eures Umflugs tönt noch in meinem Ohr; die blauen Wellen des unermesslichen Luftmeers brechen sich ächzend an euren Ufern. Und durch all die unermesslichen Räume hat sich der Baum des Lebens gepflanzt, Jahrhunderte und Jahrtausende ziehen flüsternd durch seine Zweige, wie leichte Frühlingslüfte“. Friedrich Müller (1749–1825), der sich in seinen späteren Lebensjahren Maler Müller nannte, erwähnt den Lebensbaum in seinem Schauspiel *Golo und Genovefa*. Im Gespräch (hier in Auszügen wiedergegeben) des Pfalzgrafen Siegfried mit seinem jungen Baumeister Erwin (um einen geplanten Kirchenbau) kommt ihm eine herausragende Bedeutung zu:

„SIEGFRIED: Komm näher, Erwin, du meiner Seele Vertrauter! Bei dir allein find' ich Trost, den ich sonst nirgendwo finde. Hast du deinen Plan jetzt fertig?

ERWIN: Plan und Aufrisse sind hier, wie Gott es mir gezeigt hat; wie es der Morgenröte meines Herzens entstieg.

SIEGFRIED: O Morgenröte am schönsten Tag! Glückselig, wen Gott so ruft zu Werken der Liebe. Lass sehen, junger Künstler.

ERWIN: Der Grundriss hier in Gestalt eines Kreuzes.

SIEGFRIED: Nun ja, in Gestalt eines Kreuzes! So muss es auch sein. In Gestalt eines Kreuzes; es bildet meinen Schmerz nach, ach ja. Lass mich sehn die Aufrisse von außen. – *Erwin schlägt mehrere Risse auf.* So, da hab' ich's! So dachte ich es. So was Hohes, Herzerhebendes, wie Wehen im Baum des Lebens.

ERWIN: Wie Wehen im Baum des Lebens. – Für euch will ich gern bauen, Graf, ihr fühlt es.

SIEGFRIED: O, wie hast du es aufgefunden, Seeliger?

ERWIN: In der Mitternachtsstunde, beim Sternenklang, in der Stunde der Weihe ...

SIEGFRIED: Hochgelobt!

ERWIN: ... ist es an meiner Seele vorübergegangen im Traum und ich hab' das Werk gesetzt.

SIEGFRIED: O glücklich!

ERWIN: Nicht nach Übung und Regel, sondern dem Herzen nach, wie Gott es mir gezeigt hat.

SIEGFRIED: Glücklich bist du geboren. *Küsst ihn an die Stirn.* Gott hat dich zu seinem Heiligtum auferweckt. Mein Trost lehnt auf dich, gesegnet bist du mir tausendmal. Zeige mir doch alles. Dies ist die Vorderseite des Münsters, nicht wahr?

ERWIN: Ja.

SIEGFRIED: So hoch und erhaben hinauf, wie Orgelton im heiligen Gesang!

ERWIN: Damit man es schaue, der Baumeister habe Gott gedacht.

SIEGFRIED: Prophet bist du, Gottes Namen verkündigst du in deinen Werken."

In der Folge des Gesprächs über den Lebensbaum eröffnet Franz dem Josef ein mystisches Erlebnis. Dessen geheimnisvoller kosmologi-

scher Inhalt trägt endzeitlichen Charakter und gipfelt in der Erkenntnis der allgegenwärtigen (fürsorglichen und erneuernden) Liebe Gottes in seiner Schöpfung.

editio florum

In vielen Kulturen sind Blumen (florum)
Symbol für spirituelle Suche und geistigem
Erwachen.

Die vier Bücher der Reihe *editio florum* verste-
hen sich als Repräsentanz neuer christlicher
Mystik.

Zur *editio florum* des Autors Jürgen Knobel
zählen:

Vom Hören seiner Worte

*

Vermächtnis des Fischers

*

Burggespräche

*

Auftakt des Nichts